

FLUCHT AUF LEBEN UND TOD ...

Die Fluchtkatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mittleuropa 1944/45 Band V/12

Die Flucht vor der Roten Armee aus Ostpreußen

Flucht über das Frische Haff und die Frische Nehrung durch Westpreußen und Ostpommern nach Mecklenburg von Januar bis März 1945

Erlebnisbericht der Lisa M. aus Domnau, Kreis Bartenstein in Ostpreußen (x010/149-159):

>>In der Nacht (hörten wir) wieder schweres Geschützfeuer. Am Sonntag, dem 21., mußte ich 600 Juden, meist Frauen, die vom Flugplatz Schippenbeil, an dem sie arbeiteten, weiter nach Königsberg gebracht wurden, aufnehmen und in einer Scheune unterbringen. Sie kamen z.T. schon todmüde an. Der Abmarsch erfolgte, nachdem sie morgens noch gepflegt worden waren.

Am 22.1. ergossen sich dann die Flüchtlingsströme auch über (Gut) Garbnicken. Die Standortkompanie des Volkssturms wurde auch einberufen, so daß außer ein paar alten Männern nur noch Russen und Polen auf dem Hof waren und an vernünftige Arbeit nicht mehr zu denken war.

Am 23. strömten Militär und Flüchtlingstrecks in Massen die Straße entlang. Zu den seit dem Oktober 1944 bei uns lebenden Flüchtlingen aus der Tilsiter Gegend kamen nun die Massen der neuen Flüchtenden. Da wir direkt an der Straßenkreuzung lagen, war unser Hof als Nachtquartier sehr begehrt. Auch Militär zog ein. Auch mußte ich 700 gefangene Russen für eine Nacht und einen Tag unterbringen.

Das ganze Haus war überfüllt, und, da es recht kalt geworden war, drängten immer mehr herein. Die Leute standen teilweise wie die Heringe aneinandergedrückt in den Zimmern. Die Haustüren standen Tag und Nacht offen. In der Küche wurde ununterbrochen gekocht. Küchengerät und Geschirr war kaum noch etwas da.

Überall lagen oder standen Soldaten herum, sogar auf den Schränken schliefen sie. Auf dem Boden zwischen dem Flüchtlingsgepäck fand ich 2 Infanteristen, die auf meine Fragen erklärten, sie wären Versprengte ... und suchten ihren Truppenteil. Als ich sie an die Auffangstelle Domnau wies und ihnen auf der Chaussee den Weg zeigte, beobachtete ich, daß sie nachher die entgegengesetzte Richtung nach Königsberg einschlugen. In den Ställen lag alles voller Flüchtlinge. An Arbeit war nicht mehr zu denken. Die Polen und Zivilrussen standen herum und sprachen mit den mitgekommenen Volksgenossen des Trecks.

Als ich am 24., früh um 7 Uhr, auf den Hof kam, sah es trostlos aus. Alle Schuppen standen offen und waren leer. Man hatte das ungedroschene Getreide als Streu für Menschen und Tiere gestreut. Der Hof war überfüllt mit Militärfahrzeugen und Flüchtlingsfuhrwerken. Der alte Kämmerer war völlig überfordert. Die Kühe waren nicht gemolken, denn der Oberschweizer war zum Volkssturm eingezogen, und die russischen Untermelker waren gegen die Flüchtlinge und Soldaten, die laufend versuchten, die Kühe zu melken, nicht angekommen. Auf meine Bitte gab mir einer der im Quartier liegenden Offiziere 2 Soldaten, die mir halfen, die Menschen vom Kuhstall fernzuhalten, so daß ordnungsgemäß gemolken werden konnte. ... Die Milch wurde an die Flüchtlinge und Soldaten verteilt.

Meinem Mann, der mit der Volkssturmkompanie, die insgesamt 53 Patronen besaß, bei Schippenbeil an der Alle lag, schickte ich einen Schlitten mit der Bitte, für 2-3 Tage auf Urlaub zu kommen. ... Auf der Straße nach Königsberg zogen den ganzen Tag Militärkolonnen, meist Festungsbautruppen mit überwiegend mongolischen Hilfstruppen. Am 24. versagten auch wegen der Überbeanspruchung sämtliche Brunnen und Pumpen des Dorfes, und wir

mußten das gesamte Wasser heranfahren. Gegen Abend kam mein Mann zurück.

Am 25. war keine Arbeit mehr möglich. Licht und Wasser gab es nicht mehr. Die Treckwagen wurden vorbereitet. Das Packen im Haus bei den vielen Menschen und ohne Licht war sehr schwierig. ... Aus Richtung Friedland und Tapiaw hörten wir fast ständig Geschützfeuer. Durch den im Quartier liegenden Hauptmann erfuhren wir, daß die Russen bei Tapiaw über den Pregel ... eingesickert wären.

Am Abend fuhr mein Mann nach Domnau zu einer vom Bezirksbauernführer einberufenen Versammlung, wo Anweisungen über den Treck gegeben wurden, die nachher jedoch nicht durchgeführt werden konnten. Die Männer wurden mit Handschlag verpflichtet, Frauen und Kinder bis Braunsberg ans Haff zu bringen. Es war wohl geplant, dort alle mit Schiffen zu verladen. Treckbefehl würde noch gegeben. - Nachts war wegen des Schießens usw. an Schlaf doch nicht zu denken, und ich packte bei Kerzenlicht noch Verschiedenes. ...

Am 26., vormittags, wurden die benachbarten Güter ... bereits beschossen. ... Gegen Mittag errichtete man einen Hauptverbandsplatz in unserem Haus. Das Militär war morgens abgerückt. Bis auf unser Schlafzimmer wurden alle Räume beschlagnahmt. Auch die Flüchtlinge mußten alles räumen. Mittags kam noch einmal ein Anruf vom Bauernführer durch, daß sie lostreckten, wir sollten nach eigenem Ermessen handeln.

Mein Mann ließ die Wagen beladen. Ihn selbst konnten wir nur mit viel Mühe dazu bewegen, den Treck zu führen und nicht zum Volkssturm zurückzugehen, was er für seine Pflicht hielt. Ab Mittag kamen die ersten Verwundeten auf Wagen und zu Fuß an. Die Front war nur noch 4 km entfernt, und es kamen bereits Quartiermacher für einen Regimentsgefechtsstand, der abends eintreffen sollte.

Um 17.30 Uhr fuhren wir ab. ... Mit unserem Jagdwagen hatten wir 11 Wagen. Es war eine kalte, klare Nacht mit Mondschein. Die Straße von Domnau - Preußisch Eylau war für Zivilisten gesperrt, so daß wir quer durchs Land fahren mußten.

Trecks waren kaum noch unterwegs. Es war sehr glatt und die schweren Wagen rutschten oft auf der schmalen Kieschaussee.

Am 27.1., morgens gegen 6 Uhr, kamen wir in das große Dorf Schmoditten an der Chaussee Königsberg - Preußisch Eylau und fanden in einem überfüllten Bauernhaus rührende Aufnahme. Es war sehr kalt geworden, -20 Grad, dazu ein ganz klarer Tag und viel Fliegertätigkeit.

Wir blieben in Schmoditten bis zum 28. Januar. Abends erfuhren wir dann, daß die Russen ... bei Mühlhausen, etwa 7 km von Schmoditten, durchgestoßen wären. Wir wollten in Richtung Kreuzburg trecken und Preußisch Eylau umgehen.

Im Augenblick der Abfahrt entwickelte sich aber an der Straße nach Kreuzburg ein ziemlich heftiges Panzergefecht, so daß wir kehrten und auf Umwegen mit viel Mühe doch noch durch das gesperrte Preußisch Eylau kamen. Ringsum am Horizont loderten große Brände.

Gegen Morgen des 29.1. trafen wir in ... Landsberg (ein). Zum Durchqueren der Stadt brauchten wir 6 Stunden. Es war bei der Fülle und Verstopfung der Straßen sehr schwer, den Treck zusammenzuhalten. Mein Mann ist eigentlich den ganzen Weg zu Fuß gelaufen und oft die doppelte Strecke. Am Ausgang von Landsberg wurden wir die ganze Nacht festgehalten, blieben auf den Wagen, weil Teile von "Großdeutschland" (Panzergrenadierdivision) durchzogen. In der Nacht hatten wir den ersten Toten des Trecks. Es handelte sich um einen geistesschwachen jungen Menschen.

Am 30., frühmorgens, konnten wir weiter. Es fing an zu schneien und wurde dann allmählich ein schwerer Schneesturm. Die Straßen waren restlos verstopft, dazu noch der Schnee. ... Teilweise mußte man ausspannen und vorlegen, um die schweren Wagen vorwärts zu bekommen. In der Nacht zum 31. standen wir zunächst im Schneesturm auf der Straße, bis mein Mann dann ein kleines Gehöft fand, wo wir in dem überfüllten Stall alle noch etwas Platz fanden.

Am 31. kamen wir dann mit viel Schwierigkeiten, weil die Straßen ganz verschneit waren und viele Autos festlagen, ... nach Müngen, 2 km hinter Lichtenfeld. Unsere Leute, vor allem die Ausländer (Russen und Polen), wollten nicht weiter. Teilweise hatten sie kein Brot mehr und wollten backen usw. In Müngen, einem kleinen Dorf von 3-4 Höfen, blieben wir 6 Tage. Das Backen ging sehr langsam vonstatten, da das Korn erst mit einer kleinen Schrotmühle geschrotet werden mußte. Die Mühle in Lichtenfeld hatte keinen Strom mehr. Die Straßen waren restlos überfüllt und an den klaren Tagen (griffen) dauernd Flieger ... an.

Das Elend unter den Flüchtlingen, besonders (die Not) der Menschen aus den Städten, die zu Fuß mit kleinen Handwagen oder Rodelschlitten ankamen, war entsetzlich. Nach dem Schneefall war Tauwetter eingetreten und Kleider und Schuhzeug (waren) ganz durchnäßt und oft schon ganz kaputt, so daß die Menschen auf Strümpfen liefen. ...

In der ... Nacht wurde uns wieder ein Pferd gestohlen. ... In Müngen lag ein Teil eines Generalkommandos. Die Herren erklärten uns, daß jeder in seinem Quartier bleiben sollte, da ein Unternehmen im Gange wäre, den Weg über Elbing wieder frei zu machen. Erst Jahre später erfuhren wir, daß es der "Hoßbach-Plan" war. Am 6.2. wurde meinem Mann dann gesagt, daß wir so schnell wie möglich weiter sollten, da das Unternehmen fehlgeschlagen wäre.

Am 7.2. früh treckten wir dann weiter. Da die Hauptstraße oft gesperrt war, mußten wir große Umwege machen, kamen wegen der Überfüllung nur schrittweise vorwärts. Spät abends kamen wir endlich über die Autobahn Königsberg - Elbing und fuhren zur Nacht im Schutze eines Waldes auf dem Felde auf.

Am 8.2. ging es nur sehr langsam weiter. Wir schafften den Tag nur wenige Kilometer, immer wieder kamen lange Halte. In Sonnenstuhl ... konnten (wir) draußen Feuer machen und etwas Warmes essen. Die Nacht (blieben wir) wieder auf dem Wagen.

Am 9.2. streikten die mitgekommenen polnischen und russischen Zivilisten. Sie erklärten, nicht mehr weiter mitzukommen. Sie hatten Angst vor dem Haff. Wir mußten nun alles umgruppieren, es waren über 30 Menschen mit den Kindern, die zurückblieben. Es wurde nun schwieriger mit der Besetzung der Wagen, und es mußten teilweise 14jährige Jungen und ... auch Mädels fahren. Sie haben ihre Sache bei den folgenden Schwierigkeiten auf dem Haff und der Nehrung und später dann in Pommern sehr gut gemacht.

Später als ich den Treck ohne meinen Mann durch Pommern bringen mußte, war ich sehr froh, ohne Ausländer zu sein. Es wurde bei den Kolonnen oft danach gefragt und gab für die Trecks manche Schwierigkeiten. - Leider hatten wir durch die Umgruppierungen viel kostbare Zeit verloren und konnten uns nun nicht mehr mit dem ganzen Treck in die Kolonne auf der überfüllten Straße einfädeln, so daß wir erst gegen Abend weiterkamen.

Nachts war wieder schweres Artilleriefeuer zu hören. Wir kamen nur meterweise vorwärts. Für die Pferde war das dauernde Neuanziehen ... der schweren Wagen sehr anstrengend.

Am 10.2. erreichten wir ... Braunsberg. ... Dort wurden wir am Eingang angehalten und 8 Schwerverwundete auf die Wagen gebracht. Die Sanitäter waren nervös und (hatten es) so eilig, daß wir den beiden armen Verwundeten auf unserem Gepäckwagen nicht mal eine anständige Liegestatt aus unseren Decken und Betten machen konnten.

Es wurde uns gesagt, am Haff würden sie uns abgenommen. Ein paar hundert Meter weiter (war) wieder Halt. Ein sehr aufgeregter Parteimann riß unseren Gepäckwagen hinten auf, schrie uns an, er würde alles runterwerfen, wenn wir nicht eine Anzahl Frauen und Kinder mitnehmen würden. Wir nahmen die Menschen selbstverständlich mit.

Zwischen Braunsberg und Alt-Passarge war ein Weiterkommen kaum möglich, alles war restlos verstopft. Traurige Elendsbilder zu beiden Seiten des Weges, Verwundete, die sich mühsam vorwärts schlepten, Tote, kaputte Wagen, fortgeworfene Waffen und Ausrüstungsgegenstände aller Art, Panzerfäuste, Stahlhelme, Handgranaten usw. Dazu Flüchtlingsgepäck in Mengen.

Mit sinkender Dämmerung saßen wir restlos fest, und es kam wieder eine dieser Nächte, die man nicht vergißt. Da wir wegen der Verwundeten und der Kinder nicht auf den langen Gepäckwagen konnten, blieben wir auf dem Jagdwagen sitzen. ... Ringsherum (sah man) Brände, dazu sehr starkes Geschützfeuer. ... Im Gepäckwagen stöhnten und jammerten die Verwundeten, die Kinder weinten, eines rief stundenlang: Mutter, Milch haben! ... Auch diese Nacht ging herum.

Am 11.2. ging es dann wieder mal ohne einen heißen Schluck Kaffee nur sehr langsam, Schritt für Schritt, vorwärts, mit stundenlangen Stopps, Richtung Alt-Passarge. Wir waren zu Fuß vorgegangen, und ich versuchte herauszufinden, was mit den Verwundeten geschehen sollte. Aber keiner wußte etwas. An einer NSV-Stelle versuchten wir, etwas Suppe oder Tee zu bekommen.

Nach dem Schneefall war in Alt-Passarge ein ganz unvorstellbarer, fast kniehohes Schneematsch. Es dauerte bis zum späten Abend, bis der Treck die wenigen Kilometer geschafft hatte. Gerade als der Treck eintraf, schossen die Russen einige Granaten nach Alt-Passarge ... herein, die aber neben die Kirche in die Haffwiesen gingen. Die Verwundeten bekamen etwas Tee, Brot und eine Handvoll Zigaretten, mußten aber unverbunden auf den Wagen bleiben. In dieser Nacht starb unser alter Kämmerer T. vom Vorwerk Blekitten.

Gegen 3 Uhr nachts, am 12.2., rückten wir langsam auf die Wiesen vor dem Haff vor. Es schneite in dichten, feuchten Flocken. Die Feldgendarmarie, die unsere langen Leiterwagen für zu schwer hielt, befahl uns, einen Teil abzuladen. 2 kleinere Wagen vom Vorwerk wurden gleich in der Morgendämmerung losgeschickt, und wir fürchteten, sie nie wieder zu sehen. Wir luden eine große Kiste mit Weckgläsern, einen Sack Salz usw. ab. Die Weckgläser verteilte ich an die Gefolgschaft und hatte nachher Mühe, den Gendarmen zu beweisen, daß wir genügend abgeladen hatten. Rundherum lagen und standen die verschiedensten Sachen, Kisten, Betten, Möbel, Nähmaschinen usw. -

Endlich, gegen 9 Uhr früh, durften wir aufs Haff. Jeder wußte, daß das Eis dünn war, und wohl jeder hatte Nerven vor der Überquerung. Fast alle gingen wir zu Fuß, um die Wagen zu erleichtern. Auf dem Eis lag eine dicke nasse Schneedecke, und das war gut, denn am letzten Tag zu Hause hatte man unsere Schmiede aufgebrochen und den ganzen Vorrat an Stollen für die Pferde gestohlen. Auf der abgesteckten Bahn ging es langsam, im Abstand von 50 m von Wagen zu Wagen, vorwärts.

Dankbar mußten wir sein für dieses Wetter, denn links von uns sahen wir eine Straße des Grauens. Ein Fliegerangriff hatte dort vor Tagen den Trecks schwere Verluste zugefügt. Wagen hinter Wagen lagen eingebrochen oder umgekippt, tote Pferde, an einer Stelle 5 oder 6 im Kreise, weit über 80 zählte unser Kutscher. Manchmal lagen nur die Köpfe noch auf dem Eis. Schwierig war der Übergang über eine schmale Brücke, die über die durch Eisbrecher lange offen gehaltene Fahrrinne führte. Dazu war dicker Nebel aufgekommen, der die Fahrt noch unheimlicher machte. Am Spätnachmittag klarte es dann auf, und die Sonne kam durch. Sofort setzte von Frauenburg aus Beschuß durch die Russen ein. ... Wir sahen, wie die (Trecks auf der) Parallelstraße im Norden Verluste hatten.

Das Eis ... vor der Nehrungsküste war ziemlich dünn geworden, und wir hofften, bei Narmeln an Land zu können, aber das Eis hielt nicht, und wir durften mit den schweren Wagen nicht näher an die Küste und mußten die Nacht auf dem Eis bleiben. Die fremden Frauen mit den Kindern hatten den Treck schon vor Alt-Passarge verlassen, da sie zu Fuß viel schneller vorwärts kamen. Nur die armen Verwundeten waren z.T. noch bei uns. Einige waren von Segelschlitten übernommen worden. Durch das Marschieren in dem nassen Schnee hatte man total nasse Füße, und so krochen wir dann hinten auf unseren langen Leiterwagen. ...

Den Pferden war das Eis auch unheimlich, und sie standen trotz der Müdigkeit ungern still. Bei längerem Halten bog sich das Eis und das Wasser stieg langsam, dann kam jedesmal der

Ruf von einigen unserer Frauen, die sich ängstigten und dauernd die Wagen umkreisten: Weiterfahren, das Wasser kommt! Und alles rückte ein paar Meter vor. Irgendwann in der Nacht erschienen Soldaten mit Laternen und befahlen die Weiterfahrt. Von der Nehrung war die Nachricht gekommen, daß das Eis zu dünn wäre und keine Trecks mehr rüber dürften. Vom Festland aus kam die Antwort, daß noch mindestens 30.000 Menschen hinüber müßten.

Es ging in der Nacht ganz gut vorwärts, natürlich nicht im vorgeschriebenen Abstand von 50 m. Bei Sonnenaufgang standen wir vor Kahlberg. Doch konnten wir nicht an Land, da das Eis teilweise geborsten war und große Schollen trieben. Pioniere versuchten eine Brücke zu bauen, doch bei dem ersten kleinen Panjewagen, der hinüber wollte, zerbrach sie.

Inzwischen war es heller Sonnenschein geworden, und die Menschen fürchteten den Beschuß durch feindliche Flieger. Darauf wurde der Befehl gegeben, jeder sollte versuchen, an Land zu kommen. Nun brach eine Panik aus, und alles fuhr los auf die Küste zu. Viele Wagen brachen ein oder schoben die Schollen auseinander und kippten um. Es war ein großes Durcheinander. Mit den schweren Wagen konnten wir den Versuch, an Land zu kommen, nicht wagen.

Die restlichen drei Verwundeten konnten wir aber nicht mehr mitnehmen. Die armen Kerle litten entsetzlich. Die Verbände bluteten und eiterten durch, der ganze Wagen roch nach Eiter. Außerdem litten sie wie wir alle ganz entsetzlich an Durst. Wir hatten von dem eingemachten kalten Obst aus den Weckgläsern gegessen und hatten fast alle unter Ruhranfällen zu leiden, auch die Verwundeten. Wir trugen sie nun auf unseren Jagdwagen und schickten sie mit unserem Kutscher an Land. Glücklicherweise kam der Wagen an die Küste.

Mit Angst und Sorge sahen wir Kutscher, Pferde und Wagen entschwinden. Wir selbst zogen langsam auf dem Eis parallel zur Küste weiter. Das Eis war sehr dünn, und wir fürchteten uns vor der nächsten Nacht. Gegen Abend sahen wir dann eine Landestelle, die ... gut ausgebaut war. Wir gingen an Land. Es war die Zollstation Pröbberau. Unsere Frauen umringten uns und baten, nie wieder aufs Eis zu gehen.

Kaum an Land, mußte ich ... eine unserer jungen Frauen zu einer Sanitätsstation bringen, da durch die Strapazen ihre schwere Stunde verfrüht gekommen war. 2 Stunden später war dann ein Junge geboren. Auf der Suche nach der Sanitätsstation trafen wir unseren Kutscher wieder. Der Kutscher hatte von Land aus unseren Treck im Auge behalten und sich bemüht, auf gleicher Höhe zu bleiben. Auch unsere beiden Blekkitter Wagen hatte er wiedergefunden, und die Freude, wieder beisammen zu sein, war groß.

Ein Teil unserer Frauen kochte auf der Zollstation. Alles war froh, endlich etwas Warmes zu essen zu bekommen und wieder mal ein Dach über sich zu haben. Mein Mann und ich wurden von einer Militärstelle aufgenommen, und ich erhielt sogar ein Bett, und wir schliefen wie die Toten.

Am 14. Februar konnten wir uns wegen der verstopften Straßen erst am späten Nachmittag in den Treck einreihen: Viele litten an Ruhr. Auch meinem Mann ging es sehr schlecht. Die mittelste Straße auf der Nehrung war für Ziviltrecks freigegeben. Der Weg war unvorstellbar, es war eine reine Mondlandschaft. Abends um 9 Uhr kippte ... ein Wagen um, der voller Kinder und alter Leute war. Mühsam wurde mit Laternenbeleuchtung wieder alles aufgerichtet und aufgeladen. Es war nichts passiert. Wir blieben nun im Walde an der Straße stehen.

Am 15. Februar, früh, ging es auf furchtbarem Weg sehr langsam vorwärts. Strahlende Sonne und viele Flieger (waren) unterwegs. Im Seemannsheim 3 Stunden nach ein bißchen Suppe angestanden. An einem Wagen brach ein Rad, und wir mußten zunächst ohne ihn weiterziehen.

Nach (dem) Dunkelwerden blieben wir an der Straße am Walde halten, versuchten, uns mit Schneewasser etwas zu kochen und eingewecktes Fleisch zu erwärmen. Das nasse Holz wollte aber nicht recht brennen.

Die Dunkelheit brach im Februar bei uns ja noch recht früh herein, und die 14-16 Stunden, die

man auf dem Wagen tatenlos zubringen mußte, waren nicht leicht.

Am 16.2., früh, holten wir erst den kaputten Wagen nach. ... Mein Mann, der von der Ruhr noch sehr geschwächt war, ging nach Bodenwinkel zu einer Fischerfamilie, um sich etwas aufzuwärmen. Als dann der Treck plötzlich verhältnismäßig schnell weiterging, hatte ich große Angst, daß er zu Fuß nicht nachkäme. Wir bogen ab nach Stutthof, und ich ließ alles auffahren, um auf meinen Mann zu warten. Wir hatten verschiedentlich Menschen getroffen, die herumirrten und ihren Treck suchten. Daher war ich sehr froh, als mein Mann endlich todmüde anlangte. Auch die Pferde konnten nicht mehr weiter, und wir blieben in der Nacht in Stutthof. Wir hatten wieder mal ein Dach über dem Kopf, konnten uns endlich wieder mal waschen und kämmen und etwas Warmes essen.

In Pommern hatte die NSV die Leitung der Trecks übernommen, und man bekam ab ca. 4 Uhr nachmittags einen Quartierschein für eine benachbarte Ortschaft. Es gab dann jedesmal ein großes Gedränge. In Vessin ... war es wegen Überfüllung unmöglich, unterzukommen, und wir zogen immer weiter, legten 50 km zurück und kamen spät abends in Stolp an. Erst später habe ich erfahren, daß uns die langen Märsche der ersten Tage davor bewahrten, den durchbrechenden Russen in die Hände zu fallen. In Stolp wurden wir abends in eine Kaserne geschickt. 1 1/2 Stunden lief ich im Dunkeln herum, bis alles untergebracht war. ...

Am Sonntag, dem 25., zogen wir erst um 1/2 12 weiter, weil die Wagen erst alle abgeschmiert werden mußten. Das Wetter war sehr schlecht; Regen und Wind, was viel schlimmer als etwas Frost war. Vor der Nässe, die überall durchdrang, konnte man sich einfach nicht schützen. Wir waren froh, als wir endlich abends in Sergenthin Quartier beziehen konnten und dort ... mit heißer Milchsuppe und richtigen Betten rührend aufgenommen wurden.

Am 26. Februar herrschte strömender Regen. Beim Bürgermeister und Bauernführer versuchte ich vergeblich, einen Ruhetag zu erhalten. Es glückte aber nicht, was bei der allgemeinen Lage, von der ich ja nichts wußte, nur gut war. So zogen wir gegen Mittag bei Regen und kaltem Wind weiter. Erhielten endlich in Zanow Quartierscheine. ... Jetzt stellte ich fest, daß ein Wagen des Vorwerks Blekitten fehlte. Der Kämmerer, der am Schluß fuhr, hatte es versäumt, uns wie sonst zu informieren, wenn etwas los war. Der Junge, der den Wagen fuhr, hatte bei dem schlechten Wetter einfach nicht mehr weiterfahren wollen. Sie sind dann auch nicht mehr aus Pommern herausgekommen und von den Russen überrollt worden.

Am 27. Februar, früh, verloren wir ein Pferd. Die Durchfahrt von Köslin ging nur langsam vonstatten. Abends fuhren wir im Dunkeln am angewiesenen Quartier vorbei und landeten nach 32 km auf dem Gut S., das schon recht überfüllt war. Die Pferde mußten wieder vor den Wagen bleiben, weil nirgends mehr Platz war. Auch die Menschen blieben teilweise auf den Wagen. Dort hörten wir von dem Durchbruch der Russen, und es herrschte überall große Aufregung. ...

Am 28. Februar fuhren wir fast 40 km über Körlin - Plathe. (Wir) hatten wieder Schwierigkeiten mit dem Nachtquartier, kamen auf das Gut S., das restlos voll war. Die armen Pferde mußten wieder draußen bleiben. Sie waren schon recht herunter. Der Mangel an Rauhfutter machte sich sehr bemerkbar, man konnte fast nirgendwo etwas bekommen. An Hafer gab es meist nur 3 Pfund zugewiesen. Selten konnte man mehr dazu kaufen, denn durch die vielen Trecks gab es nicht mehr viel auf den Gütern.

Am 1.3. kamen wir nach Greifenberg. Dort mußten wir leider in der Stadt Quartier beziehen, was immer sehr schwierig war. Die Frauen kamen in Baracken, soweit sie nicht auf den Wagen blieben, die auf einem großen Garagenhof untergebracht waren. Die Pferde kamen ... in eine Kaserne. ... Dieses getrennte Unterbringen war für mich immer sehr schwierig, weil es an den verschiedensten Stellen Verpflegung für die Menschen und Futter für die Pferde gab, und da man überall anstehen und warten mußte, dauerte es immer bis in die Dunkelheit, bis ich alles in Ordnung hatte. Das Wetter war entsetzlich, Sturm und Graupelschauer. Leider stand

unser langer Wagen gerade in der Windrichtung, und da die Pferde fort waren, konnte man den Wagen nicht umrücken, und man kämpfte die ganze Nacht gegen den Wind und eindringenden Schnee.

Am 3.3. mußten wir in Gülzow einige Pferde beschlagen. Trotzdem unsere Männer mithalfen, dauerte es bei dem Andrang bis zum Nachmittag, bis wir fertig waren. Inzwischen hatte ich den restlichen Treck außerhalb des Ortes rechts heranfahren lassen und kam gerade zurecht, als ein wütender Gendarm die Pferde des ersten Wagens am Kopf nahm, um alles in den Graben zu befördern, weil dort das Halten verboten war. Da an ein Unterkommen bei der Überfüllung doch nicht zu denken war, fuhren wir bis zur Dunkelheit weiter und hielten dann abseits vom Wege in einem Wald. ... Es war wieder Geschützdonner und auch Panzerfeuer zu hören, und auf der Straße in Pommern zogen ... wieder Militärkolonnen. Wir hatten alle das Gefühl, daß es wieder brenzlich wurde. Das Unangenehme war nur, daß man ganz ohne Orientierung über die Lage war. ...

Am ... 4.3. war es nicht möglich, sich mit dem Treck in die (deutschen) Militärkolonnen, die nach beiden Richtungen zogen, einzufädeln, und wir konnten erst um 12 Uhr weiter und kamen nur sehr langsam vorwärts. Für die ca. 10 km bis Gollnow benötigten wir den ganzen Tag und die Nacht.

(5.3.) ... Panzeralarm und Räumungsbefehl für die Bevölkerung innerhalb von 3 Stunden. Da in Gollnow mehrere Flüchtlingsstraßen zusammenkamen, war es schwierig, den Treck an der Kreuzung zusammenzuhalten; aber es gelang, und wir erhielten Order (Befehl), auf der Autobahn nach Stettin zu trecken.

Wir trafen auf deutsche Panzertruppen und ... hatten alle ein dankbares Gefühl, sie im Rücken zu wissen. Leider waren viele Flieger unterwegs, und es gab Verluste durch Bordwaffenbeschuß. Unser Treck kam gut davon. Doch mußten wir auch einige Male von den Wagen und im Wald Schutz suchen. Das Trecken auf der Autobahn war entsetzlich. Die eine Hälfte der Bahn wurde für das Militär freigehalten. Auf der anderen Seite wurde in 2, manchmal in 3 Reihen gefahren. Die Pommern treckten meist mit großen Kastenwagen mit hohen Rädern. Meist waren es nur Frauen mit einem oder 2 Belgiern oder Franzosen. Sie hatten auch noch keine Treckerfahrung und haben uns an diesem Tage und vor allem in der Nacht fast zur Verzweiflung gebracht. ...

Es waren 2 Wagen die Böschung heruntergestürzt. Das vermehrte die Angst und Nervosität, jeder hielt, wo er wollte, fütterte ab und dachte nicht daran, rechts heranzufahren, um Platz für die Weiterfahrenden zu machen. Dem einen war es zu glatt, dem anderen zu dunkel, er wartete auf den Mond usw. Ich versuchte mit einigen ostpreußischen Bauernmädels, den Treck vorwärts zu treiben. ... Wir sind wohl 15 km in dieser Nacht an den Kolonnen hin und her getrabt.

Dann kam noch ein schwerer Fliegerangriff auf Stettin und die Autobahn. Wir standen mit dem Treck ohne jede Deckung auf einem Berg im hellen Mondschein und im Licht der "Weihnachtsbäume", und die Bomben schlugen rechts und links ein. Die Frauen und Kinder wurden ziemlich nervös, und ich war froh, als ich sie etwas geschützter an einer Böschung unterbringen konnte. Die armen Pferde waren zu müde, um noch viel auf das Durcheinander zu reagieren.

Nach der 2. Angriffswelle konnten wir dann endlich weiter und kamen in der Morgendämmerung zur letzten Steigung. Es hatte etwas gefroren und die kleinen Pflastersteine der Straße waren glatt. Wir mußten die Wagen mit Vorlegen und Schieben hinaufbringen und verloren dabei ein Pferd. Oben lagen dann die beiden Oderbrücken und rechts das an verschiedenen Stellen brennende Stettin vor uns im hellen Morgensonnenschein. An den Brücken bot sich uns ein Bild des Grauens, da der nächtliche Angriff dort die Trecks gefaßt hatte. ...

Am 6.3. ... konnten wir in Süd-Stettin endlich wieder die Pferde füttern und etwas Tee für uns

Menschen bekommen. Dann mußten wir gleich weiter auf der schrecklichen Autobahn, Richtung Berlin. Mensch und Tier waren restlos müde, und wir schlichen nur langsam vorwärts. Unter Tiefflieger hatten wir nicht zu leiden. Es flogen auch deutsche Flugzeuge Sperre. An der ersten uns genannten Abfahrt waren Hunderte von Wagen zusammengefahren, so daß wir auf der Autobahn bis in die Dunkelheit hinein weitertreckten.

Wir sahen dann die an einer Panzersperre gelegene nächste Abfahrt nicht und mußten dann auf der abschüssigen Autobahn alle Wagen wenden lassen. Die Abfahrt ging sehr steil herunter, und wir brachten jeden Wagen einzeln mit vorantragener Laterne glücklich hinunter und landeten um 4 Uhr früh im überfüllten Schmölln. Von den Pferden konnten wir nur einige in Ställen unterbringen und schliefen dann nach 72 Stunden wie tot ein paar Stunden auf den Wagen.

Am 7.3. versuchte ich, nun endlich einen Ruhetag zu erhalten, denn Pferde und Menschen waren ziemlich am Ende ihrer Kraft. Es gelang mir dann, vom Treckleiter in Schmölln Quartiere im 10 km entfernten Bauerndorf Grenz zu bekommen. Dort wurden wir rührend aufgenommen. Allen Menschen wurden in den verschiedenen Höfen Stuben angewiesen, teilweise sogar mit Betten! Die Pferde kamen in Ställe, bekamen auch etwas Rauhfutter. Dort hörten wir zum ersten Mal wieder nach langer Zeit den Wehrmachtsbericht und waren erschüttert über das, was hinter uns in Pommern geschehen war und über die Kämpfe in Köln usw. ...

Über den weiteren Treck ist nicht viel zu berichten. Im Vergleich zu dem was hinter uns lag, war es eine Spazierfahrt. Die größte Sorge war die Unterbringung von Menschen und Tieren. Vor allem machten uns die Pferde viel Kummer. Mit Einsetzen des milden Frühlingsetters wurden sie immer schlapper, und die Verluste mehrten sich. In der Nähe von Waren in Mecklenburg war es dann so weit, daß ich 2 Wagen aufgeben mußte und die Menschen mit ihrem Gepäck durch die NSV mit der Bahn weiterbefördern lassen mußte. Ich trennte mich dann am 16.3. von meinem restlichen Treck und ging zu Verwandten in den Kreis West-Prignitz. Der Treck zog nach Holstein in die Gegend von Uetersen weiter.<<

Flucht im Januar 1945, Überrollung des Trecks durch sowjetische Truppen im Kreis Samland und Rückkehr von Februar bis Mai 1945

Erlebnisbericht der G. K. aus Königsberg in Ostpreußen (x010/160-180): >> Wurde anfangs die Frage: "Was soll aus uns werden?" nur zaghaft gestellt, so änderte sich das bald, als Ströme von Flüchtenden in den Mauern der Stadt Zuflucht suchten, als alle öffentlichen Gebäude mit Soldaten belegt und in den Schulen Lazarette eingerichtet wurden.

Aber noch hatte jeder seine feste Arbeit oder Aufgabe, so daß er gar nicht zum längeren Nachdenken kam. Die Front rückte immer näher, und doch glaubte man allgemein an eine Wendung. Ein unendliches Vertrauen hielt wohl noch alle Menschen im Bann. Wie bitter sollten wir alle enttäuscht werden.

Meine Arbeitsstätte war das Heereszeugamt. Hier mußten wir Frauen Waffen reinigen, stapeln und verladen. Während früher noch manches fröhliche Wort diese Arbeit begleitete, verhielten sich die Menschen immer stiller und verschlossener. ... Der einzelne Mensch beschäftigte sich immer mehr mit sich selber. Eilend besorgte er die notwendigsten Wege und holte sich bei Bekannten und Verwandten Rat, der zuweilen nur flüsternd erteilt wurde, da die Bevölkerung insgesamt zur Verteidigung des Landes aufgerufen war. Wohin aber mit den älteren Menschen und Kindern? Man vermied hierfür klare Anordnungen. ...

Am 26. Januar erhielten wir in der Stadt den ersten Artilleriebeschuß, der sich schnell verstärkte. Auch die Bombenabwürfe der Flugzeuge nahmen zu. Überall in den Straßen krepiereten Granaten und Bomben. Das Straßenbild änderte sich zusehends. Straßenbahnen und Kleinbahnen fuhren nicht mehr planmäßig. Wir mußten alle unsere Wege zu Fuß zurücklegen. Dabei machten wir noch zeitraubende Umwege, um jeweils im Schutz von Häuserfronten

vorwärtszukommen. Setzte Beschuß ein oder war mit Bombenabwurf zu rechnen, flüchteten wir in die Häuser. Oft kam es uns wie ein Wunder vor, wenn wir wieder einen solchen Weg gesund überstanden hatten. Es war nun unmöglich, noch einer planmäßigen Arbeit nachzugehen. ...

Am 27. Januar war mein Mann noch ordnungsgemäß zum Militärdienst eingeteilt worden. Die Front war in unmittelbare Nähe der Stadt herangerückt. Mein Mann riet uns, die Stadt zu verlassen. ... Ich begleitete ihn am Abend des 27. nach Sackheim, wo er sich zum Dienst melden wollte. Als wir durch die Behrenstraße gingen, kreperte vor uns ein Artilleriegeschob. Ich bekam plötzlich große Angst. Beruhigend wirkte es, wie er sagte: "Sei ruhig, ich bin doch bei Dir". Aus der Wohnung seiner Eltern holten wir ihm noch eine Flasche Wein. Dann verabschiedeten wir uns! –

Ein anderer Soldat gesellte sich noch zu uns, der den gleichen Weg, wie mein Mann gehen wollte. Ich hatte beiden noch lange nachgeschaut, bis die Schritte in der Ferne verhallt waren. Ich wußte damals nicht, daß es ein Abschied für immer sein sollte. Wir hatten uns in den letzten Wochen jeden Tag gesehen. Warum sollte es das letzte Mal sein? So stand ich allein auf der dunklen Straße und mußte an den Rückweg denken. ...

Nach einer recht unruhigen ... Nacht luden wir gemäß dem Rat meines Mannes am anderen Morgen, ... am 28. Januar, Kleider, Wäsche, Betten und Essen auf einen Rodelschlitten, um nach Charlottenburg zu gehen. Die Straßen waren vereist, es herrschte bittere Kälte. Straßenbahnen und Kleinbahnen verkehrten nicht mehr. Der Beschuß war bei unserer Abfahrt mäßig. So kamen wir bis zum Krankenhaus. Hier kippte unser Schlitten um. Der Artilleriebeschob hatte inzwischen so zugenommen, daß wir Bedenken hatten, weiter zu wandern. Nervös und abgespannt faßten wir schließlich den Entschluß umzukehren. ...

Ich ... wollte nach Charlottenburg, weil ich annehmen mußte, daß mich mein Mann dort suchen würde. Außerdem wollte ich mir noch Kleidung holen. Meine Verwandten rieten ab, aber ich gab nicht nach. So verließ ich am Montag, dem 29. Januar, morgens um 4.30 Uhr, die Yorckstraße und machte mich in der Dunkelheit allein auf nach Charlottenburg. In der Nacht vom 28. zum 29. Januar war Königsberg zur Festung erklärt worden, was mir damals aber noch nicht bekannt war.

Das Straßenbild hatte sich wieder völlig gewandelt. Frauen und Kinder suchten weinend eine Fluchtmöglichkeit, nachdem man plötzlich ihre bisherigen Quartiere geräumt hatte. Menschenströme mit Kinderwagen, Rodelschlitten und Fuhrwerken wanderten nach Westen zu. Ich konnte noch einer Frau mit mehreren Kindern behilflich sein, bis zum Nordbahnhof zu kommen, wo sie einen Zug zu erreichen hoffte. Aber der Zugverkehr war eingestellt worden. ... Ich marschierte weiter und erreichte nach 2 Stunden meine Wohnung in Charlottenburg.

Woher ich den Mut zu dieser Wanderung hatte, konnte ich nicht sagen. Ich war durch die zurückweichende Front gegangen, soweit man von einer Front sprechen konnte. Die mir entgegenkommenden Soldaten rieten von einer Weiterwanderung ab, da russische Heeresspitzen schon 1 km vor Charlottenburg in Tannenwalde ständen. Sie brachten die schrecklichen Erzählungen über Morde und Vergewaltigungen mit. Doch ich marschierte weiter. In Charlottenburg fand ich keine deutschen Soldaten mehr. Es waren aber auch keine Russen da. Ich war im Niemandsland zwischen den Fronten. In den Keller meiner Wohnung war ein Artilleriegeschob eingeschlagen.

Schnell raffte ich meine Sachen zusammen und lud sie in einem Rucksack auf mein Fahrrad, um sofort wieder umzukehren. Als ich auf die Straße kam, lag diese unter Beschob. Links und rechts kreperten die Granaten; über mir summten russische Flugzeuge, die unheimlich wirkten, da man die Flugzeuggeräusche wegen der Detonationen nicht hörte. Ich flüchtete zu einem Nachbarn in den Luftschutzkeller, der dort mit seiner Frau und 10 Kindern versammelt war. Nach etwa einer halben Stunde ließ der Beschob nach. Sofort machten wir uns alle auf in

Richtung Königsberg.

Wir erreichten die Ringstraße, die voll von Trecks war. Alle zogen nach Westen. Die Zugangsstraßen zur Stadt waren durch deutsche Soldaten abgesperrt. Man ließ mich nicht wieder hinein, weil Königsberg als Festung galt. Alles Bitten half nichts. Was sollte ich tun? ... Meine Verwandten würden sicher auch nach Westen ziehen, sagte man mir. So war ich von der Schwester und der übrigen Familie getrennt und mußte mich dem allgemeinen Zug nach Westen anschließen.

... Jetzt hatte ich nur noch fremde Menschen um mich. ... Zu gut wußten wir von den Flüchtlingen aus dem Osten, daß man bei einer solchen Flucht nur schwer seine Angehörigen wiederfindet, wenn man erst einmal getrennt war. ... Doch solche Gedanken schwanden bald wieder, denn die Wirklichkeit war zu kraß und erforderte den ganzen Menschen. Auf den vereisten und überfüllten Straßen kamen uns Fahrzeuge der deutschen Wehrmacht entgegen. Wagen kippten um, Pferde brachen (sich) die Beine. Menschen mit erfrorenen Gliedern mühten sich vorwärts. So glitt vor mir ein mit Teppichen und Decken abgedeckter Wagen eines Bauern von der glatten Straße ab und kippte im Graben um. Menschen und Sachen fielen durcheinander. An ein Aufrichten des Wagens war nicht zu denken. Es herrschte eine Kälte von 20-22 Grad.

Wie oft habe ich mich später gefragt, welche Kraft mich die Fährnisse dieser Wanderung hat überstehen lassen. Doch bei all dem Elend, bei all der Not, die sich stündlich und täglich vor mir abspielten, blieb ich ruhig. Ein heiliges "Du mußt" und ein gehorsames "Ich will" begleiteten mich. ... So sagte ich des öfteren zu mir: "Du mußt diesen Weg nun tapfer allein gehen, um später mit den Deinen wieder zusammenkommen zu können". Ich habe einige wieder getroffen; aber es war ein weiter Weg! –

Zunächst konnte ich aber nicht viel denken, denn jeder Augenblick erforderte von nun an volle Aufmerksamkeit. Aber dann kamen auch jene Stunden der absoluten körperlichen und geistigen Ermüdung; dann konnte man gar nicht mehr denken. Jedoch zog die Menge weiter, und man ging mit, Bedrängnis, Tod und Not zur Seite.

Wenn man nicht gerade helfend eingreifen oder sich selbst mühsam vorwärts schleppen mußte, dann war man in sich gekehrt und suchte wieder nach einem inneren Halt für dieses Dasein. ... Man hielt Rückschau auf vergangene Zeiten. ... Was wußten wir früher von der Finsternis des Lebens? Hier saßen oder wanderten wir mitten drin. Man durchlebte alles, was man früher nur gehört hatte. ... Doch konnte ich damals nicht im entferntesten ahnen, daß diese Wanderung in der Einsamkeit 4 Jahre dauern und von Grauen, Tod und unendlichen Qualen ausgefüllt sein sollte.

Unser Streben trieb uns nach Westen, um aus dem Kampfbereich der Truppen herauszukommen. Wir ... gelangten bald über eine Nebenstraße nach Waldgarten und von dort nach Metgethen. Auch hier (sah man) immer das gleiche Bild der mit Flüchtlingen vollgestopften Straße. Südlich von Metgethen erreichten wir die Hauptstraße nach Heydekrug. Hier kamen uns etwa 100 deutsche Panzer entgegen. Wegen der hiermit verbundenen Fliegergefahr ... flüchteten wir seitlich in den Wald. Die Wagen der Trecks mußten den Panzern ausweichen. Wieder glitten viele von der vereisten Straße in den Graben ab und fielen teilweise um. Einige alte Menschen und Kinder blieben am Wege sitzen, wenn ihre Wagen nicht mehr aufzurichten waren. So war auch diese Waldstraße ein Weg des Grauens.

Mit einer Familie aus Charlottenburg, der ich mich angeschlossen hatte, wollte ich nach Pillau, um von dort auf dem Wasserwege weiterzukommen. ... In Heydekrug verließen wir daher diese Straße, um auf Nebenstraßen nach Powayen zu gehen. Da der Tag zur Neige ging, mußten wir bei der Kälte ja auch an ein Quartier denken. Bei Powayen hatte mein Ehemann eine Schwester, bei der wir über Nacht bleiben wollten, um dann weiter nach Westen zu marschieren. Gegenüber der belebten Hauptstraße war die Wanderung auf der Nebenstraße eine rechte

Erholung. Hier sahen wir auch nicht mehr die Not der Menschen. Langsam zog die dunkle Nacht herein. Da kamen uns deutsche Soldaten entgegen und berichteten, daß Powayen in Kürze von den Russen besetzt würde. Was sollten wir nun tun? Wir hofften, noch vor dem Einzug der Russen Powayen wieder verlassen zu können, und beschlossen, im Hinblick auf das Quartier für die Kinder, weiterzuwandern.

So erreichten wir Powayen um Mitternacht und trafen auch die Schwester meines Ehemannes an. ... Bei der Überfüllung des Hauses konnten wir nicht den ersehnten Platz zum Liegen finden. So gut es ging, haben wir auf Stühlen und Kisten im Sitzen etwas geschlafen.

Nun zeigten sich ... auch die Folgen der Strapazen auf den vereisten Straßen. Meine Füße waren stark angeschwollen und die Zehen anscheinend erfroren. Ich konnte die Schuhe nicht wieder anziehen. Eine Weiterwanderung erschien zunächst nicht möglich. Wir beschlossen daher ... am 30. Januar, in Powayen zu bleiben.

Am Nachmittag dieses Tages mußten wir den Keller aufsuchen, da in der Nähe die Munitionslager gesprengt werden sollten. Damit stand auch fest, daß das Gebiet von den Deutschen aufgegeben wurde. Der Abmarsch wurde für den nächsten Morgen festgelegt. Im Hinblick auf den Zustand meiner Füße dachte ich mit Grauen an diese Weiterwanderung.

Dann folgten in ununterbrochener Reihe die Explosionen der Munitionslager. ... Das ganze Haus bebte und schwankte. Dicht zusammengedrängt ließen wir diese Hölle über uns ergehen. Wir wurden von einer Ecke des Kellers in die andere geworfen. Dann ließ der Feuerschein nach; aber die Detonationen gingen anscheinend an anderer Stelle, wenn auch nicht mehr Schlag auf Schlag, weiter. Hin und wieder ging jetzt jemand hinaus. Es sickerten dabei Gerüchte durch, daß unsere Soldaten abgezogen wären. Ich wäre gern mit unseren Truppen gezogen, ... aber meine Füße wollten nicht. Ich mußte bleiben und vielleicht auch den Einzug der Russen abwarten. Schließlich würde man uns ja wieder befreien. –

So verbrachten wir zusammengekauert die weiteren Stunden in diesem Keller. Zum Schlafen kamen wir nicht, da wir immer wieder durch Detonationen aufgeschreckt wurden. Die Männer hatten inzwischen das Haus durch weiße Tücher gekennzeichnet. Wir bekundeten damit, daß das Haus nicht verteidigt wurde und daß es nur zivile Personen enthielt. ...

Die Detonationen waren seltener geworden, als es um 3 Uhr nachts an die Kellertür klopfte und eine Stimme rief: "Otkroj (Öffne), Ruski, Kamerad". Wir machten die Tür auf, wobei uns eine unheimliche Unsicherheit erfaßte. Nun zitterten wir alle vor dem, was da kommen würde. Wir sahen, beleuchtet von unserem Kerzenlicht, wie russische Soldaten, mit Pelzen bekleidet, jeder mit einer Maschinenpistole bewaffnet, an der Hauswand entlang kamen. Wir saßen auf Kisten, Kartoffeln und den wenigen Stühlen und betrachteten erschauernd und frierend diese russischen Menschen und den Anblick, den sie uns boten, indem wir nach jeder Detonation immer wieder unsere Kerzen anstecken mußten.

"Soldat da?", fragte jemand. Auf unser "Nein" mußten wir den Keller verlassen und uns draußen in einer Reihe aufstellen. Meine Nachbarin flüsterte: "Jetzt werden wir erschossen!" Darauf sagte ein Russe zu uns: "Ruski, Kamerad, gut". Man ließ uns stehen und durchsuchte das Haus. Nach einer halben Stunde war dies beendet. Recht erleichtert waren wir, als wir danach wieder das Haus aufsuchen sollten. ...

Durchgefroren und verängstigt begaben wir uns in die Wohnung, um etwas zu kochen. Gegen 9 Uhr kam ein russischer Offizier mit einigen Soldaten. Der Offizier sprach in gutem Deutsch: "Oh, so viele Kinder, ein richtiger Kindergarten." "Warum du kein Soldat?", fragte er den 45jährigen Familienvater, dessen Familie ich mich angeschlossen hatte. "Wo sind Soldaten und Waffen?", erkundigte er sich weiter. "Nun benötige ich eine Frau zum Waschen", wandte er sich zunächst an mich. Da ich ein Kind der Familie auf dem Arm trug, nahm er schließlich ein 18jähriges Mädchen mit, das nach einer halben Stunde verweint zurückkam. ...

Bald nach ihrer Rückkehr erschienen etwa 20 reichlich verschmutzt aussehende Soldaten mit

Bärten und in Pelzen. Obwohl der Offizier dem Mädchen versprochen hatte, sie zu schützen, wenn sie ihm zur Verfügung stehen würde, mußte sie mit diesen Russen gehen.

Inzwischen wurden weitere Flüchtlinge zu uns ins Haus geschickt. Darauf drängte man uns alle in einem Raum des Hauses zusammen. Laufend kamen Russen zu uns herein. Wir lebten in dauernder Angst, was weiter mit uns geschehen würde. Eine Mutter ging freiwillig mit den Russen, damit ihre Tochter verbleiben konnte. Zusammengetrieben wie das Vieh, ließen wir so den Tag über uns ergehen. Was soll dieses Leben noch?, kam es bei manchen über die Lippen. Ich kümmerte mich um die Kleinen der kinderreichen Familie, hatte meist ein Kind auf dem Arm und betete. ...

Gegen Abend schafften die Russen Stroh in den Keller, brachten Schnaps mit und holten Frauen und Mädchen aus unserer Mitte. Etliche sahen wir die ganze Nacht nicht wieder. Dabei hörten wir in der Ferne immer noch das Krepieren von Granaten. Eine ganz leise Hoffnung stieg immer wieder in uns auf, doch noch befreit zu werden. In dumpfem Brüten saßen wir so die Nacht beieinander. Meist sprach man nur wenige Worte im Flüsterton mit den Nachbarn. In der Nacht schreckten wir auf, als ein Vater, dem man die Tochter wegholte, laut rief: "Herr erlöse uns, selbst durch eine Granate!" Die Tochter beruhigte ihren Vater. Sie wollte sich opfern, wenn nur ihre Familie in Ruhe gelassen würde. Sie war erst 16 Jahre alt.

Zum Schlafen kamen wir nicht, da die Russen in der Nacht einen Granatwerfer unmittelbar vor unserem Haus aufgestellt hatten, mit dem laufend geschossen wurde. Alle Fenster des Hauses gingen dadurch entzwei. Es herrschte bittere Kälte und durch die kalte Winterluft wurden wir ganz wach. Draußen in den Straßen wurde geschossen. Wir lagen also im Frontgebiet. Sollten wir doch noch frei werden? In der Nacht kam ein Russe zu uns und fuchtelte vor jedem einzelnen mit der Pistole herum, indem er Geld und Uhren forderte. Auch die Ringe nahm er uns ab. ...

Am ... 1. Februar 1945 mußten wir das Haus verlassen. Wir konnten unser Gepäck mitnehmen, jedoch mußte ich mein Fahrrad zurücklassen. Draußen bot sich uns ein schreckliches Bild. Deutsche Soldaten, darunter waren auch junge Flakhelfer, lagen zum Teil mit abgehauenen Köpfen umher. Auch tote Russen waren dazwischen. Deutsche Männer waren dabei, die Toten zu beerdigen. Wir wurden nordostwärts auf die Straße nach Medenau geschickt. Anscheinend sollten wir das Kampfgebiet verlassen. Da wir in Medenau kein Quartier fanden, wanderten wir weiter. Am Proviantamt ... konnten wir uns reichlich mit Proviant versorgen. So erreichten wir Sickenhöfen, wo wir uns wieder gut eindecken konnten, da wir in einem Hause ein Versteck mit Schinken und Speck fanden. ...

Hier in Sickenhöfen mußten wir, etwa 400 Menschen, 2 Tage und 2 Nächte in einer Feldscheune bleiben, die von Russen meist bewacht wurde. Auch hier belästigten uns wieder laufend die russischen Soldaten. Meist blieben sie gleich im Stroh der Scheune. Eine Mutter mußte (sogar) mit der Kerze leuchten und zusehen ...

Ungeachtet der Schüsse, die man uns nachsandte, liefen wir über einen Hügel in den nahen Wald, wo wir uns zunächst schnell im Laub versteckten. Als wir sicher waren, daß man uns nicht verfolgte, machten wir uns auf nach Warengen. In einem Haus, wo Deutsche und Russen, darunter auch weibliche Rotarmisten, ein- und ausgingen, schlüpfen wir unter.

So war unser Leben eine dauernde Hetze. ... Wir lebten immer noch in der Hoffnung, befreit zu werden. So trug die Gutsbesitzerin immer noch ihr Hausschlüsselbund bei sich, weil sie doch ... auf eine Rückkehr hoffte. Es war uns klar, daß wir uns in der Kampfzone befanden. ... Eines Tages hieß es, daß Männer, Frauen und Kinder getrennt würden. Vor allem sollten Frauen und Mädchen abgesondert und in Trupps abtransportiert werden.

Diesem Schicksal wollte ich entgehen, und in der Hoffnung, doch noch ... die deutschen Linien erreichen zu können, floh ich wieder mit einer anderen Frau und mit ihrer 12jährigen Tochter in den Wald. Ein Russe verfolgte und faßte uns. Er legte seine Pistole auf die Mutter

an, als diese ihre Tochter beschützen wollte. Als die Frau daraufhin laut schrie, ließ der Russe von uns ab. ...

Wir wanderten durch den Wald nach Wickiau. Unsere stetige Flucht dauerte nun schon 3 Wochen. Manchmal wußte ich nicht, wie ich es mit meinen Füßen noch schaffen sollte. Vor dem Dorf Wickiau übernachteten wir mit vielen anderen Flüchtlingen bei 15-20 Grad Kälte im Walde. Auch hier erschienen des Nachts Russen und belästigten uns. Keine Frau war mehr sicher vor ihnen. ...

Auf der Weiterwanderung sahen wir wieder das grausige Bild einer Flüchtlingsstraße. Vor umgestürzten Wagen hingen die Kühe noch im Geschirr und verdrehten die Augen. Unheimlich sah es aus, wie sie da so ruhig lagen und langsam verendeten. Tote Menschen und Pferde säumten den Weg. Die Menschen waren meist ausgeraubt worden. In den Ortschaften ... hatte man die Möbel der Wohnungen auf die Straße geworfen. Die Betten hatte man aufgeschlitzt. Die Federn wirbelten über die Höfe und Straßen.

Da wir uns nicht in die Scheune eines Gutshofes treiben lassen wollten, verbrachten wir die nächste Nacht im Walde.

In der Gemeinde Dommelkeim trennte man Frauen und Männer und schickte uns nach Pentekinnen. Hier übernachteten wir im Dorf. Man erzählte uns von einer Anordnung der Kommandantur, wonach russische Offiziere sich nicht mit deutschen Frauen einlassen sollten. So hofften wir, daß wir ungestört bleiben würden. Ein Russe wies uns darauf hin, nachts nicht zu öffnen, wenn geklopft würde. So wollten wir nicht aufmachen, als nachts geklopft wurde. Doch man rief: "Aufmachen, Kommandant, Dokumente!"

Als wir dann öffneten, sahen wir den Russen vor uns, der uns noch am Abend "freundlicherweise" geraten hatte, nicht zu öffnen. Er nahm daraufhin 4 Frauen von uns mit, darunter auch mich, und führte uns in einen Wohnraum in dem auch Betten standen. Eine von uns nahm eine angebotene Zigarette ... an. Als es dann klopfte, zitterten wir vor dem, was nun kommen würde. Ein russischer Soldat trat ein und sagte zu uns: "Nix deutsche Frauen bei russischen Offizieren!" So konnten wir zurück zu den anderen. Eine solche Ordnung trafen wir aber selten an.

Unsere Wanderung führte uns weiter nach Dommelkeim. Wir kamen auf einem Bauernhof unter. Da mir die Russen nachstellten, floh ich in einen Holzschuppen, was wohl ein Russe beobachtet hatte. ... Er sah alle meine Sachen durch. ... Als er nichts fand, ließ er mich in Ruhe und ging. In Dommelkeim wurden Männer und Frauen getrennt und in verschiedene Richtungen verschleppt. Vielfach blieben die Kinder allein zurück. Manche verzweifelten irgendwann. Sie sonderten sich während der Wanderung ab und erhängten sich im Walde. Andere machten ein Ende mit giftigen Tabletten. ...

Neben all diesen Erlebnissen verlor das nahe Kriegsgeschehen um uns herum doch allmählich sehr an Beachtung, obwohl wir aus verschiedenen Vorgängen schließen konnten, daß sich die Kriegshandlungen in unmittelbarer Nähe abspielten. Wir hörten ständig das Knattern der Maschinengewehre, einzelne Gewehrschüsse und Artilleriefuer in der Ferne. Über uns hinweg brausten die russischen Flugzeuge. ... Wir wollten weiter auf Königsberg zu. Doch die russischen Soldaten ließen uns nicht nach Süden. Die Kampffront mußte sehr nahe sein. ... Die Schüsse der Gewehre und Maschinengewehre hallten durch die Luft. Wir mußten uns im unmittelbaren Kampfgebiet befinden. In Fuchsberg wies man uns einen Stall zum Übernachten an, in dem tote Pferde und Kühe lagen.

Am ... Morgen wurden wir von Russen mit aufgepflanzten Bajonetten abgeführt. Anscheinend waren die deutschen Linien nicht weit. Wir waren etwa 100-200 Personen. Über Damnhof wanderten wir durch den Wald nach Neuhof. ... Im Walde vor Neuhof flog mehrmals ein deutsches Flugzeug in geringer Höhe über uns hinweg. Wir winkten mit Tüchern und hofften, daß unser Treck bemerkt würde. Etliche meinten, daß man unsere Notlage erkennen und uns

dann befreien würde. In jedem Ort wechselte unsere Bewachung. So erreichten wir nach mehrtägiger Wanderung die Gegend von Kaymen im Kreis Labiau. ...

Vor Kaymen konnten wir nicht mehr. Vielen waren die Füße erfroren. Das Wandern war anstrengend, weil die Straßen glatt und durch das Auftauen sehr rutschig waren. Die Russen wollten uns gewaltsam weitertreiben, doch wir gingen nicht. Man schoß zwischen uns, doch auch das half nichts. ...

Wir flüchteten in ein Haus und ließen uns auf einem Strohlager nieder. Man schlug zwischen uns und riß uns wieder hoch. Wir weinten viel, weil wir körperlich und geistig vollends erschöpft waren. Man trennte uns wieder in verschiedene Abteilungen. ... Eine Mutter von 4 Kindern mußten wir sterbend zurücklassen. ... Man bekam uns nicht weiter; wir hatten ja schon ... tagelang hungern müssen. Unsere Vorräte waren längst aufgebraucht. Man riß unsere Gruppe wieder auseinander und teilte uns zu Arbeiten ein. Ich mußte ein Zimmer reinigen und erhielt dafür Sahne und Brot.

Ein Russe, der hier Fahrtausweise ausstellte, wollte von mir die Entfernungen zu den einzelnen Ortschaften wissen. Da ich ihm bereitwillig Auskunft gab, erhielt ich auch von ihm etwas zu essen. Besonderes Mitleid hatten die ukrainischen Soldaten mit uns. Wenn es irgend ging, steckten sie uns Proviant zu. ... Jedes freundliche Wort eines ukrainischen Soldaten ermutigte uns wieder, standfest zu bleiben. Viele hatten ... in diesen Tagen den Mut ... verloren und waren aus dem Leben geschieden. ...

Alle Deutschen mußten plötzlich den Ort verlassen. Wir wurden auf Lastwagen geladen und in den nächsten Ort gefahren. Hier fanden wir in einem Haus Kartoffeln und Steckrüben. Ein Ukrainer gab mir Speck und Brot. Zunächst waren wir in einem Gutshaus, dann verlegte man uns in ein kleineres Haus. Ich nahm ein Kind zu mir, damit ich nicht als alleinstehende Frau dauernd in den Dienst der Russen mußte. ... Wir wurden zur Arbeit geholt. ...

Während unserer Abwesenheit räumte man unsere Unterkunft aus. Bis dahin hatte ich noch meine Kleider und mein Silberzeug des Haushaltes retten können. Als ich in einem anderen Haus zur Arbeit eingesetzt wurde, sah ich dort meine Sachen. Als ich dabei weinen mußte, fragte man nach dem Grund meiner Kümmeris. Da die anderen Frauen erklärten, daß es Hochzeitsgeschenke gewesen wären, bekam ich eine Gabel und ein Messer als "Andenken" zurück. In diesen Tagen trieben russische Frauen große Viehherden auf den Straßen nach Osten. Soweit wir noch unzerrissenes Schuhwerk an den Füßen trugen, zogen uns die russischen Frauen die Schuhe oder Stiefel aus, wobei sie oft zwischen uns schlugen, wenn wir uns beschweren wollten. ...

Da wir uns wieder ohne Bewachung bewegen konnten, wollten wir weiter östlich bessere Quartiere suchen, in der Hoffnung, auch ungestörter leben zu können. So kamen wir nach Lindenau, wo wir mehrere Tage blieben.

Wir waren in einem Quartier mit einer größeren Anzahl von Frauen untergebracht. Ich wurde von einem Mongolen zur Arbeit geholt. Ich sollte anscheinend kochen und backen, denn er zeigte mir in einem Keller die Kartoffeln und anschließend in einer Kammer Mehlvorräte. Als ich dort auch Betten stehen sah und er länger verweilen wollte, lief ich mit dem kleinen Jungen, den ich mitgenommen hatte, schnell in das Quartier zurück. Er warf Gegenstände hinter mir her und kam in die Unterkunft. Hier schlug er mich und schoß wie wild um sich. Einige Frauen murrten über mein Verhalten.

Auf den Lärm hin kamen weitere Russen hinzu und schossen durch das Fenster in den Raum. Ein Frau erhielt einen Lungensteckschuß. Da ich der Anlaß gewesen war, mußte ich schwere Vorwürfe einstecken. Man mußte aufhören zu denken, um nicht wahnsinnig zu werden. Sonst ließen uns die Russen in Ruhe. Sie waren als ältere Menschen meist zurückhaltend, ja manchmal zuvorkommend. In einem Lazarett mußte ich dann Wäsche waschen, wozu ich unter Bewachung abgeholt und zurückgebracht wurde. Hier kam ich dann auch mit Ärzten

zusammen, die aber im allgemeinen zurückhaltend waren. Sicher war man aber auch von ihnen nicht, wie ich öfters erleben sollte. Belästigt wurden wir hier aber vor allem von jüngeren Russen, die sich auch nicht scheuten, nach uns zu schießen, wenn wir flohen.

Ich war durch die dauernden Schwierigkeiten gänzlich verzweifelt. Abgestumpft und ermüdet konnte ich auch keinen Sinn mehr erkennen, warum ich meine Wanderung fortsetzen sollte. Wohin sollte ich eigentlich? Anstatt eine sichere Unterkunft zu finden, wurde es immer schlimmer. Gab es überhaupt noch eine Möglichkeit, um zu den deutschen Truppen zu kommen? Würde man mich wieder verschleppen, wie ich es gerade am letzten Tag erlebt hatte? ... Ich setzte mich ermattet am Ende der Straße auf einen Kilometerstein nieder und versank in tiefes Grübeln. Mehrfach marschierten Russen vorbei. Ich achtete nicht weiter darauf.

Im Augenblick war mir alles gleich. Ich wollte auch nicht weiter, denn ich wußte ja gar nicht, wohin ich gehen sollte. Mein Wille schien nun endgültig zu erlahmen. Nun war ich also auch so weit, wie viele andere schon vor mir. Was sollte ich noch machen? Es gab keinen Ausweg! Hier würde ich bleiben und wenn es mein Ende sein sollte. ... In die Hexenküche der Dörfer würde ich nicht zurückgehen!

So saß ich längere Zeit in mich versunken da. Als ich dann einmal die Augen aufschlug und auf die Straße sah, kam plötzlich ein Gefühl der Ruhe über mich. Eine alte Frau wanderte auf mich zu und antwortete auf eine bange Frage von mir: "Ja, meine Tochter, ich bin eine Deutsche und nun komm mit mir!" Ach, diese Aufforderung "Komm mit", riß mich hoch. Ahnte diese Frau, was mich bedrückte? Hatte sie Gott zu mir geschickt?

Auf einmal hatte ich wieder Mut. Wir hakten uns unter und wanderten weiter. Sie wollte nach Labiau. Ich sollte mitkommen. Nun hatte ich doch ein Ziel. In ihrer Gesellschaft wurde ich ganz ruhig. Als Begleiterin der alten Frau wurde ich von den Russen auch nicht belästigt. ... Diese Frau wurde für mich zum Schicksal! Ich verspürte ein dankbares Gefühl, weil ich merkte, daß ich geführt wurde. Ich fühlte mich wieder stark, weil Gottes Hand über mir war. Wir schritten rüstig vorwärts, obwohl wir großen Hunger hatten. Als uns aus einem vorüberfahrenden russischen Wagen ein Weißbrot zugeworfen wurde, waren wir glücklich! "Führt uns Gott nicht sonderbare Wege", dachte ich.

Wir erreichten am Abend das Dorf Lindenau. Hier traf ich auch meine Bekannten vom Vortag wieder. Ich war überrascht, ... als ich die beiden Frauen wiedersah, mit denen ich verschleppt worden war. Sie hatten bereits erzählt, daß man mich bestimmt erschossen hätte. So freuten wir uns, daß wir alle wieder zusammen waren. Die beiden Frauen hatten schwere Mißhandlungen durchmachen müssen.

Ich war besonders dankbar, daß ich diese Verschleppung so gut überstanden hatte und aus meiner großen inneren Not im rechten Augenblick herausgerissen wurde. Darum suchte ich nun nach einer Aufgabe für mich. 2 elternlose Kinder, den 11jährigen Manfred und die 2jährige Astrid, nahm ich zu mir. Die Kleine sagte bald "Mama" zu mir. Der Junge wiederum war mir oft ein großer Helfer. So wuchsen wir 3 zusammen. Leider konnte ich sie nicht lange behalten. Der Tod nahm Astrid später hinweg. Manfred verlor ich während einer Krankheit aus den Augen.

Die beiden Kinder stammten aus Fischhausen. Sie waren ... mit der Mutter und einer Tante aufgebrochen, um nach Westen zu flüchten. Die russischen Truppen hatten sie jedoch überrollt. ... Die Mutter und Tante wurden verschleppt, weil sie angeblich der NS-Frauenschaft angehört haben sollen.

Die Russen nahmen der Mutter das 2jährige Kind vom Arm und setzten es kurzerhand in den Schnee und überließen die beiden Kinder ihrem Schicksal. 4 Tage und 4 Nächte warteten die Kinder bei strenger Kälte vergeblich auf die Rückkehr der Mutter. Dann mußten sich die Kinder ... einem Treck nach Osten anschließen. Eine Frau mit 3 Kindern nahm sich ihrer an. Da die kleine Astrid sehr viel weinte, weil sie fror und erkältet war, nahm sie der 11jährige Bru-

der so oft wie möglich auf den Arm, um sie zu wärmen. ... Von ihrer Mutter hörten sie nie wieder etwas. Ihr Vater war im Polenfeldzug gefallen. ...

Es war Anfang März. Abends sahen wir über Königsberg die von den Flugzeugen gesetzten "Christbäume". Das Dröhnen der fallenden Bomben und Kanonendonner schallte zu uns herüber. Die Russen erzählten uns, daß Königsberg bald erobert sein würde. Unsere Wohnungen mußten wir mehrfach wechseln. Innerhalb und außerhalb eines Nachbarhauses war ein Verbandsplatz eingerichtet worden. Dort ... mußten wir Wäsche waschen und Zimmer säubern.

Wir waren in einem Hause mit 20-25 Frauen ... untergebracht. Die meisten hatten Kinder bei sich. Ich hatte Astrid und Manfred bei mir. Einer jungen Frau wurde in diesen Tagen ein Kind geboren. Sie hatte 5 Messerstiche ... von einem Russen erhalten, weil sie sich ihm widersetzt hatte. Die Frau hatte bereits 3 kleine Kinder zu betreuen. Das kleinste Kind war bei der Messerstecherei an der Hand verletzt worden. ... Weder Arzt noch Hebamme waren da.

Die Russen gingen laufend ein und aus. Nach der Geburt erschienen dauernd die Russen, um das Kind zu betrachten. Nach einigen Tagen starb es, weil die Mutter keine Nahrung hatte und Milch nicht zu haben war. Wir haben das Kindchen in den Aufbau eines Puppenwagens gelegt und es hinter dem Hause beigesetzt. Damit uns die Russen nicht sahen, mußten wir uns beeilen. Die Mutter konnte nicht dabei sein. Die kleine Astrid hatte Frühlingsblumen gepflückt und sie auf das Grab gelegt. Ach, wie bald sollte auch sie ihr Grab bekommen!

In einem älteren Russen, der ein Kreuz auf der Brust trug, hatte ich einen Beschützer gefunden, der Astrid gern hatte. Er schenkte ihr oft Weißbrot. Wenn abends Russen in unsere Unterkunft eindrangten, schrien wir um Hilfe. Es war dauernd ein unsicheres Leben. ... Oft lief ich aus dem Haus oder kletterte durch das Fenster, um zu fliehen.

Abends kam ... ein russischer Offizier, der deutsch sprach. Wir sollten für 10 Russen in einem anderen Haus kochen. Die Kinder könnten wir mitnehmen. ... Wir zögerten. Manfred, der sich mit einem der Russen, der Iwan genannt wurde, angefreundet hatte, sagte, daß ich doch mitgehen sollte. ... Inzwischen hatten die Russen schon einen Teil unserer Sachen auf einen Wagen geladen. Nur zögernd willigten 4 Frauen, darunter auch ich, ein, weil wir ungern die sterbenskranke Frau mit ihren 4 Kindern, um die wir uns gekümmert hatten, zurücklassen wollten. Zwei ältere Frauen versprachen jedoch, sich um sie zu bemühen. Die junge Frau ist dann nach einigen Tagen verstorben.

Wir wohnten nun mit den Russen zusammen und hatten es eigentlich recht gut. Tagsüber waren die Russen außerhalb. Eines Tages erschien ein russischer Soldat und warf uns auf die Straße. Abends holten uns aber die anderen Russen wieder. Die Russen waren mit uns zufrieden. Da wir ihnen auch russische Speisen kochen konnten. Uns bedrückte es jedoch, weil wir die anderen Frauen in ihrer Not gelassen hatten. ...

Wir wollten auch unbedingt nach Königsberg. Der Russe Iwan sagte uns aber, daß wir nicht nach Königsberg durchkommen würden. Wir machten uns aber trotzdem auf den Weg und nahmen noch andere Frauen mit. Unterwegs wurden wir von russischen Soldaten aufgegriffen und in ein Haus gesteckt. ... Manfred konnte aus einem Fenster springen und kam (nach Stunden) mit dem Russen Iwan zurück. Dieser befreite uns dann. Ich mußte wieder kochen. Später zog diese russische Einheit weiter. Der Russe Iwan schenkte mir zum Abschied noch 70 Pfund Mehl.

Wir wanderten auf Labiau zu. ... Auf der Wanderung hatte ich Astrid je nach der Witterung auf dem Schlitten oder Wagen. ... In jedem Ort mußten wir mit allerlei Drangsalen rechnen. Viele schwere Stunden hatten wir zu überstehen. So wurde ich ... auf einen Boden verschleppt. Da ich mich wehrte, wurde ich mit den Fäusten bearbeitet, wobei mir 2 Rippen gebrochen wurden. Als in der Nähe ein Schuß fiel, verschwand der Russe jedoch sofort.

Wir wurden schon seit Wochen in Angst und Schrecken gehalten. Was sollte nur aus uns werden? Wie lange sollte solch ein Leben noch währen? Unser Leben wurde immer sinnloser!

Wir warteten förmlich auf die Erlösung durch den Tod. Es waren ja schon viele um uns herum weggestorben. Warum sollten wir nicht auch bald erlöst werden. ... Stellte der Tod wirklich die Pforte zum anderen, zum richtigen Leben dar? ... Ich horchte auf eine innere Stimme, die mir immer wieder zu sagen schien: "Bleibe ruhig und fürchte dich nicht!" So fand ich dann trotz aller Mühsale und Bedrängnisse nach diesen Stunden innerer Besinnung stets wieder die Kraft, weiter zu wandern. ...

Wie oft mußten wir uns gegenseitig aufmuntern, um den Willen zur Weiterwanderung zu erhalten. Nachts suchten wir in den Orten Quartier. ... Meist versteckte ich mich gleich oder sprang zum Fenster hinaus, wenn die Russen ins Zimmer kamen. ... Vielfach konnten wir uns nur durch Schreien erwehren, wodurch wir dann allerdings wieder andere Russen anlockten. Wenn irgend möglich, suchten wir daher rechtzeitig die Flucht zu einem Versteck. Mehrfach schlief ich unter dem Kopfende der älteren Menschen und der Kinder, tief im Stroh versteckt, so daß ich oft kaum Luft erhielt.

... Wir wurden von den Russen zur Arbeit eingeteilt. Meist mußten wir die Straßen, auch kilometerlang außerhalb der Ortschaften fegen, weil es hieß, daß Stalin kommen würde. Russische Soldaten nahmen uns oft das Brot weg. Dafür waren ukrainische Soldaten, die eine Viehherde bei sich hatten, recht entgegenkommend. Sie gaben uns gelegentlich Magermilch und auch Brot. Die kleine Astrid erkrankte an einem Brechdurchfall, so daß ich schon glaubte, sie zu verlieren. Ein junger russischer Arzt gab mir Zwieback für das kranke Kind, als er davon erfuhr. Solche menschlichen Züge wirkten wohltuend auf uns.

Unsere Ernährung wurde immer schwieriger. Das Mehl war inzwischen verbraucht. Trotz unseres Arbeitseinsatzes erhielten wir keine Nahrungsmittel. So mußten wir dauernd nach Lebensmitteln suchen und gingen oft nicht zur Arbeit. Eines Tages fand ich in einer Scheune ungedroschenen Roggen, den wir uns trockneten und zu Mehl zerstießen. Ein (sowjetischer Aufseher) hatte uns gesucht, weil wir nicht zur Arbeit gekommen waren. Da er in die Scheune schoß, mußten wir in den Keller flüchten. Dort lagen Kartoffeln. Anschließend entdeckten wir unter den Kartoffeln Büchsen mit Wurst und Fleisch. So war uns durch unsere Flucht vor dem russischen Soldaten das Glück zuteil geworden.

... Eines Tages kamen Frauen zu uns geflüchtet. Wir versteckten sie, so daß die nachfolgenden Russen sie nicht fanden. Als mich ein Russe anfassen wollte, warf sich die kleine Astrid über mich, und der Russe wandte sich mit den Worten ab: "Ah, Mutter!" Nachts ging ich in die Scheune zum Schlafen, um ungestört ruhen zu können. Sehr bald schreckten mich jedoch Gewehrschüsse auf. Ich verkroch mich verängstigt in einem Hühnerstall. Als es draußen wieder ruhiger wurde, ging ich zu den anderen Frauen zurück, die sich über meine Rückkehr freuten, weil sie dachten, daß man mich erschossen hätte.

Die Schießerei hatte aber einen anderen Grund gehabt. Als ich über den Hof zurückkam, sah ich, daß blaue und rote Raketen in die Luft geschossen wurden. ... Wir vermuteten die Einnahme Königsbergs und hofften, nun endlich nach Königsberg zu können. ... Es war der 9. April 1945.

Das Bild der Straßen und Ortschaften wandelte sich zusehends. Die Soldaten hatten wohl weniger Dienst, so daß sie noch mehr als bisher uns Frauen nachstellten. Jedoch wurde stärker russische Polizei eingesetzt. Eines Abends versteckte ich mich hinter einem Zaun, weil ich von Russen verfolgt wurde. Einer entdeckte mich jedoch und wollte mir meinen Mantel wegnehmen. Als ich um Hilfe schrie, schlug er derartig brutal auf mein Ohr, daß ich auf diesem Ohr schwerhörig wurde. Plötzlich erschien russische Polizei und die russischen Soldaten flohen nach allen Richtungen auseinander. ...

Das Verhalten der Russen war nach wie vor verschieden. Manche gaben uns bei der Arbeit Milch und Brot, andere wieder riefen uns nur verächtlich zu: "Hitler und Deutschland kaputt! Als eine Frau während der Arbeit vor Erschöpfung ohnmächtig zusammenbrach und ich ihr

den Kopf mit einem nassen Tuch kühlte, rief ein Russe: "Nix. Deutsche Frau kaputt! Is gutt!" Solche Augenblicke wirkten niederschmetternd, obwohl man vor Hunger überhaupt nicht denken konnte.

Die Russen erzählten uns nun, daß Königsberg gefallen sei. Wir sahen, wie große Trecks von Menschen nach dem Osten geführt wurden. Es hieß, daß diese Trecks nach Rußland gingen. Wir entschlossen uns daher, sofort nach Königsberg aufzubrechen, um hier einem solchen Schicksal zu entgehen. ...

Auf unserer Wanderung sahen wir erstmalig deutsche Soldaten bei der Arbeit. Hin und wieder durften wir auch mit ihnen sprechen. Wir waren richtig glücklich, wenn wir uns gegenseitig Trost zusprechen konnten. Wir mußten auf unserem Wege viele Kontrollstellen passieren. Glücklicherweise blieben wir alle beieinander und erreichten nach etwa 8 Tagen die Stadt Königsberg. Im Hinblick auf unser Reiseziel ... waren wir richtig in gehobener Stimmung, obwohl man uns immer wieder in Häuser schleppen wollte. In einem Dorf nahmen wir ein Kind mit, weil sich die Mutter vor Gram in einen Brunnen gestürzt hatte. In den Ortschaften, die wir durchwanderten, sahen wir nur traurige und niedergeschlagene deutsche Menschen. Nahrungsmittel fanden wir nicht mehr. Wir nährten uns von Sauerampfer und Rhabarber der Gärten.

Vor dem Eintreffen in Königsberg übernachteten wir ein letztes Mal in Neuhausen.

Wir hofften, ... in Königsberg von der dauernden ... Verfolgung durch die Russen befreit zu werden. In Neuhausen fanden wir in einem Haus Unterkunft, in dem schon andere Flüchtlinge wohnten. Vor dem Haus saß ein Russe, der uns sagte, daß er das Haus bewachte, damit man uns in Ruhe ließe. ... Um Mitternacht klopfte er aber selbst und verlangte Eintritt. Als wir nicht öffneten, beschimpfte er uns. ...

Am anderen Morgen gingen wir 6 Frauen und 10 Kinder weiter nach Königsberg. Mandeln, der erste Ort, den wir erreichten, war völlig zerstört. Auf den Feldern der Umgebung lagen noch tote deutsche Soldaten. Zwischen Mandeln und dem nächsten Ort Neudamm stand an der Straße kein Baum mehr. Teilweise lagen die Bäume quer über der Fahrbahn. Zerschossene Panzer versperren den Durchgang. ... Die Felder lagen aufgewühlt und öde da. Die ganze Landschaft machte einen völlig ausgestorbenen Eindruck. ... Die Schienen der Kleinbahn hatte man weggerissen. Im Devauer Bahnhof sahen wir die zerschossenen und ausgebrannten Eisenbahnwaggons. Die Brauerei in Devau war eigenartigerweise unversehrt geblieben. Die Schornsteine dampften bereits wieder.

Hier in Devau trafen wir Deutsche, die die Verhältnisse in Königsberg kannten. Ihre Erzählungen ließen uns erschauern. Wir mußten nun hören, daß der Aufenthalt in der Stadt fast unmöglich sein sollte. Verpflegung und Unterkunft waren kaum zu bekommen. Aber die Sehnsucht nach unseren Verwandten trieb uns doch hinein, und wir zogen eingeschüchtert und verzagt in die Stadt. ... An den Häuserwänden fanden wir, soweit sie noch standen, Inschriften wie: "Königsberg stirbt! Rettet uns!" ...

Die Wohnung meiner Schwester war zerstört. Wir liefen weiter. Auch das Haus meiner Schwiegereltern war zertrümmert. ... Wir wanderten weiter in das Stadttinnere. Doch wir sahen nur Ruinen. Es sah trostlos aus: (Überall lagen) umgebrochene Laternen. Die Fußsteige (waren) voller Trümmer! ... Wir ... erreichten ... den Pregel (Fluß) nur auf Umwegen. Auch hier sahen wir nur Trümmer und Ruinen. Die Kohlenlager waren ausgebrannt, die Schiffe teilweise zerstört oder versenkt. Gespenstisch und schaurig wirkte das Wasser des Pregels auf uns, auf dem die verschiedensten Gegenstände schwammen.

Auf der Brücke sah ich plötzlich die Kusine meines Mannes. ... Sie wußte auch nichts von meinen Verwandten, gab mir aber die Anschrift einer Tante meines Mannes. Wir gingen weiter zum Viehmarkt, weil die Omas dort nach ihrer Wohnung sehen wollten. Auch diese Wohnung stand nicht mehr! Wo sollten wir in dieser Trümmerwüste noch hingehen? Wir wußten

es nicht und waren verzweifelt. Wochenlang hatten wir danach getrachtet, Königsberg zu erreichen, und nun standen wir vor einem Nichts. –

Es war niemand dort, der helfen konnte, denn alle waren ja in der gleichen Lage. Eine städtische Organisation gab es nicht mehr. ... Mit der Hilfe eines Mannes fanden wir später eine freie Wohnung, einige Kleidungsstücke und Schuhe, allerdings nichts zu essen. Wir besaßen jedoch noch etwas Roggen und Sirup, den wir uns aus Rüben gekocht hatten.

Eines Tages kam die Besitzerin der Wohnung und wollte uns hinausjagen. Wir gingen aber nicht. Konnte man in dieser Lage überhaupt noch von Besitz zu sprechen? Nach einiger Zeit starb eine der alten Frauen. Wir wickelten sie in einen alten Teppich und brachten sie zum Friedhof, wo wir sie auch selbst beisetzen. Wir schenkten ihr ein stummes Gebet. Ein Pfarrer war nicht da. ... Unsere Niedergeschlagenheit war mal wieder auf einem Tiefpunkt angelangt. Schon sahen wir in Gedanken, wie man uns ... den gleichen Weg auf einem Handwagen zum Friedhof fahren würde. ...<<

Flucht und Überrollung des Trecks durch sowjetische Truppen im Januar 1945

Erlebnisbericht des Bauern Julius J. aus Seewalde, Kreis Ortelsburg in Ostpreußen (x010/199-

201): >>Als über meinem Gehöft die ersten Granaten explodierten, war es höchste Zeit, die Sachen zu packen und zu flüchten. Gegen 19 Uhr verließ ich mit meiner Familie und meiner Gefolgschaft den Hof. Da tagsüber starkes Schneetreiben geherrscht hatte, ging die Fahrt sehr langsam vor sich. Außerdem war die Chaussee mit Fuhrwerken verstopft. ...

An der Chausseekreuzung Steinau - Thurau - Gardienen - Kaunen wurden wir von russischen Fliegern beschossen. Wir hatten in unserem Treck die ersten Toten und Verwundeten. ... Die Chaussee war stark verstopft, und der Treck kam nur sehr langsam vorwärts. ... Wir kamen bis Seewalde. Hier ging es gar nicht vorwärts, da uns russische Flieger in rollendem Einsatz im Tiefflug beschossen. Sämtliche umliegenden Ortschaften standen in Flammen.

Durch das viele Fahren waren die Straßen spiegelblank, und das Weiterfahren war eine Katastrophe, da die meisten Pferde stumpf beschlagen waren und die Wagen in die Chausseegräben rutschten. Gegen 2 Uhr sind wir in Geierswalde angekommen. Ein Treck aus Richtung Groß Pötzdorf kam hier zwischen unsere Fuhrwerke, so daß ... meine Wagen auseinandergerissen wurden. In der Dunkelheit konnte ich meinen letzten Wagen nicht finden. ... So bin ich von meiner Familie getrennt worden. ...

Plötzlich hieß es: Die Russen kommen! Ich konnte mich auf einen LKW der Wehrmacht schwingen und mitfahren. Leider ist ihm bald der Treibstoff ausgegangen, und es ging zu Fuß weiter. Hinter Groß Groeben traf ich den Niedenauer Treck. Während ich mich mit Lehrer W. unterhielt, kamen russische Panzer auf uns zu und eröffneten das Feuer. Ehe wir uns versahen, waren sie heran. Von den Panzern sprangen russische Soldaten und nahmen uns die Uhren und Ringe ab. Da sie die Front überrollt hatten, sammelten sie die deutschen Soldaten, plünderten sie aus und schossen sie mit ihren MPs nieder. ...

In Scharnau mußten wir von früh bis spät in einem Lazarett für Kranke und Leichtverletzte arbeiten, ohne jegliche Verpflegung zu erhalten. Da jeder sein Hab und Gut auf dem Treck verloren hatte, lebten wir nur von Kartoffeln und etwas Mehl, das wir mit einer Handmühle mahlen. ...

Anfang April wurde das Lazarett aufgelöst. ... Aus Neidenburg kamen einige LKW der sowjetischen Geheimpolizei. Wir alle wurden in die Schule bestellt. Alle Männer bis zu 70 Jahren wurden aufgeladen und nach Neidenburg in die GPU-Keller gebracht. Hier wurden wir nochmals ausgeplündert, selbst die Hosenträger und Leibriemen wurden uns genommen. In der Nacht wurden wir ... vernommen und dabei sehr geschlagen. Zu essen bekamen wir einmal täglich eine Kartoffelsuppe, die ohne Salz und Schmalz war.

Nach 2 Tagen kamen wir mit Lastkraftwagen nach Bartenstein in das Gerichtsgefängnis. Ich

kam mit etwa 175 Mann in einen Keller. Unter diesen 175 Mann waren auch Russen, Polen, Litauer, die uns auch noch sehr zugesetzt haben. In diesem Keller konnten wir kaum sitzen, liegen war unmöglich. Morgens und abends kamen wir 5 Minuten nach draußen und mußten in dieser Zeit unsere Notdurft verrichten. Es waren einige Gräben ausgehoben, die uns als Abort dienten. Selbst hier wurden wir von den Russen geschlagen. ... Ich selbst kam in eine Zelle die ... für einen Mann eingerichtet war. Wir wurden hier zu 33 eingepfercht. ...<<

Überrollung des Trecks durch sowjetische Truppen im Kreis Neidenburg, Rückkehr und Internierung im April 1945

Erlebnisbericht der Marga G. aus Grünfließ, Kreis Neidenburg in Ostpreußen (x010/203-205):

>>Es war der 20. Januar 1945, als wir Grünfließ bei Neidenburg verließen. Mit 4 Wagen gingen wir auf die Flucht. In Liebstadt wurden wir von den Russen eingeholt, und unser Leidensweg begann. Ich glaube, es war um Mitternacht, als die ersten Russen in den Gasthof eindringen, wo sich etwa 60 Personen aufhielten. Die russischen Soldaten standen stark unter Alkohol. Zunächst verlangten sie Uhren, Waffen und Schmuck. Dann traten 2 Russen auf mich zu und zerzten mich von meinem Platz.

Als mein Schwiegervater sich für mich einsetzen wollte, bekam er einen heftigen Schlag auf die Brust, so daß er in einer Ecke zusammenbrach. Mich stieß man mit Fäusten und Kolbenschlägen nach draußen und schließlich landete ich in einem Stall. ... Als ich mich zu wehren versuchte, erhielt ich einen heftigen Schlag, ... so daß ich zusammenbrach. Dann wurde es Nacht um mich.

Es mögen wohl mehrere Stunden vergangen sein, bis ich wieder zur Besinnung kam. ... Als ich wieder zu meinen Angehörigen kam, sagte man mir, daß alle jungen Frauen und Mädchen ebenfalls herausgeholt worden waren. ...

Am Morgen begann die Kontrolle unserer Wagen. Radioapparate wurden zertreten, alles andere, wie Lederbekleidung und Pelze, ging in die Hände der Russen über. Um Tafelsilber begann unter den Russen eine wüste Balgerei. Dann stießen sie auf unsere Jagdbüchsen, die wir vorher nicht mehr wegwerfen konnten, weil sie unten im Wagen lagen. Mit einer Büchse erhielt meine Schwiegermutter einen Schlag auf den Kopf und sie brach zusammen. Sie hatte eine etwa 15 cm lange klaffende Schädelwunde.

Als man uns von allem Wertvollen "befreit" hatte - auch die Pferde wurden uns genommen -, schickte man uns nach Hause. ... Meinen Pelzmantel hatte man mir inzwischen ausgezogen. Es war ein furchtbarer Weg. Überall wurden wir von Russen angehalten und oft drohte man uns mit Erschießen. Am grauenvollsten waren die Nächte, besonders für uns Frauen. Nirgends hatten wir Ruhe, denn überall wurden wir entdeckt. ...

Viehhändler B. ... nahm Mutter und mich auf seinen Wagen, weil wir völlig erschöpft waren. Ein Russe wollte Vater die Stiefel ausziehen; als er sie nicht geben wollte, schlug man auf ihn ein. Er versuchte zu entkommen - wir haben ihn nie wieder gesehen. ...

Als wir nach Hohenstein kamen, dämmerte es bereits. Wir wurden dort von einer Horde verwundeter Russen überfallen. Mutter und ich wurden von 8 dieser Meute vom Wagen gezerrt, in eine Scheune gebracht ... Selbst vor meiner damals 60jährigen Schwiegermutter machten sie nicht Halt. ...

Endlich kamen wir nach Neidenburg. ... Nacht für Nacht kamen die Russen, und wir waren nahe dran, mit unserem Leben Schluß zu machen. Überall fanden sie uns. Oft legten wir uns nachts auf den Balkon, deckten uns zu und ließen uns einschneien. Dort fand man uns nicht, aber mein Bein ist noch heute Zeuge von diesen kalten Nächten. Es war von oben bis unten erfroren.

Besonders (die Bewohner) des Schloßgutes hatten unter den Russen zu leiden. Es lag unmittelbar an der Straße. ...

Am 8. April holte man mich von der Arbeitsstelle ab und sperrte mich mit vielen anderen Leuten in den Keller von Rechtsanwalt H. In der Nacht verhörte man mich. Es war furchtbar. Immer wieder hallten Schreie von Menschen durch das Haus, die geschlagen und gepeinigt wurden. Nach dem Verhör kam ich in einen anderen Keller. Am Morgen führte man uns zum Austreten. Der Posten stand mit aufgefanztem Bajonett dabei. Im Garten lagen Leichen über Leichen. ...

Wir hatten nicht genügend Platz, um unsere Beine auszustrecken. Als Verpflegung gab es nur einmal am Tage Suppe und ein Stück Brot. Wieder kamen des Nachts Russen, um sich junge Frauen und Mädchen zu holen. Zweimal am Tage wurden wir zum Austreten auf den Hof geführt. Oft stieß man uns die Treppen hinunter. Auf dem Hof saß dann einer neben dem anderen, und man sah die blaugrün geschlagenen Hinterteile der bis aufs äußerste gequälten Menschen. Gewaschen hatten wir uns nun schon seit Wochen nicht mehr. ...

Nach 4 Wochen brachte man uns in das Gefangenenlager von Preußisch Eylau. Zunächst führte man uns in die Badeanstalt am Waschkeiter See. Völlig entkleidet mußten wir uns in den Waschraum begeben und uns unter Aufsicht mehrerer Posten, die sich über unsere blau geschlagenen Körper lustig machten, waschen. Das Essen war sehr schlecht. Täglich starben 10 bis 15 Menschen an den Folgen der Unterernährung.<<

Überrollung des Trecks durch sowjetische Truppen im Kreis Osterode, Rückkehr und Mißhandlungen von Februar bis Mai 1945

Erlebnisbericht des Rentners Adolf P. aus dem Kreis Osterode in Ostpreußen (x010/205-206):

>>Ein schnelles Fortkommen war nicht möglich, da die Straßen mit Militärkolonnen und Ziviltrecks überfüllt waren. Am 24. Januar fiel ich in Moldsen im Kreis Osterode den Russen in die Hände. Das erste Opfer war die Taschenuhr. Gierig stürzten sich die Russen auf die Treckwagen und plünderten sie gründlich aus und machten Jagd auf Frauen und Mädchen. Ich mußte 5 wertvolle Pferde hergeben, das gesamte Hab und Gut, sogar die Stiefel wurden mir von den Füßen gerissen.

Mit lumpenumwickelten Füßen bin ich bei knietiefem Schnee 10 Tage marschiert. Unterwegs habe ich oft dramatische Szenen erlebt. So habe ich gesehen, wie am hellen Tage 2 Russen versuchten, ein junges Mädchen von der Straße in ein Auto zu zerren. In Manchengut wurde ich mit anderen Leidensgefährten in ein Haus gesperrt und sollte nach Rußland abtransportiert werden. Glücklicherweise gelang uns die Flucht. ...

Ich ging allein durch den Schutzbezirk Neuwald zum sogenannten Mühlenweg. ... Hier sah es furchtbar aus. Die Mühle und der Viehstall waren abgebrannt. Im Hause gab es keine unzerstörte Fensterscheibe mehr. Möbel und Hausrat waren fast vollkommen demoliert. Auf dem Hof sah man keine lebende Kreatur, sondern nur herumliegende Rinderhäute, Rinderköpfe, Federn usw. Es war ein fürchterlicher Anblick. Aber ich hatte wenigstens ein Dach über dem Kopf.

Außer Kartoffeln fand ich im Keller nichts Eßbares vor. 3 Tage lebte ich nur von Kartoffeln, die ich mir im Ofen röstete. Später zogen dann meine Nachbarn zu mir ins Haus, da ihre Gehöfte zerstört waren. W. kam mit ihrem 80jährigen kranken Vater von der Flucht zurück. Der alte Mann starb bald. Mit diesen Familien lebte ich nun zusammen. Es war ein Leben in Angst und Schrecken. Täglich wurden wir von plündernden Russen belästigt. ...

Das schwerste Erlebnis hatte ich am 1. Mai 1945. An diesem Morgen kam morgens ein russischer Offizier mit 2 Soldaten, um Fische zu holen. Ich hatte aber gerade keine Fische. Da führten mich die beiden Soldaten mit den Worten in die Scheune: "Kapitalist, gib Gold und Speck". Danach bearbeiteten sie mich mit Gewehrkolben und Revolvern bis zur Besinnungslosigkeit. ...<<

Flucht im Januar 1945, Überrollung des Trecks durch sowjetische Truppen im Kreis Osterode

Erlebnisbericht der E. W. aus Alt Petersdorf, Kreis Neidenburg in Ostpreußen (x010/208):

>>Wir kamen ... mit dem Treck von Petersdorf nach Osterode und wurden dort am ... 22. Januar 1945 von den nachrückenden Russen eingeholt. Die Stadt Osterode wurde besetzt. Ein Bauer nahm uns in Richtung Hohenstein mit und wollte uns mit unserem Wagen vorläufig Zuflucht gewähren. Wir trafen jedoch unterwegs auf 5 Russen, die unsere Wagen erkletterten. Sie suchten nach Uhren. Dann wurden wir zur Kontrolle auf ein Gut geführt.

Dort wurden wir bereits von Russen empfangen. Die masurisch sprechenden Bauern sollten nach Hause fahren. Meinem alten Vater faßte ein Russe an den Bart und sagte: "Sieh mal, Niemzik". Da seine ehemaligen russischen Zivilarbeiter gut für ihn aussagten, wurden wir mit dem Treck in das Dorf Peterswalde geschickt.

Als die ersten Wagen das Dorf erreichten, strömten viele Russen aus den Häusern, nahmen uns die Gespanne weg und entluden die Wagen. Uns blieb nur die Bekleidung, die wir am Leibe trugen. Auch die Häuser des Dorfes wurden ausgeplündert. Ein Russe mit Reitpeitsche in der Hand, dessen Bekanntschaft wir schon auf dem Gut gemacht hatten, versuchte, die Frauen zu zählen und zusammenzutreiben. Meine Schwester und ich versteckten uns bei einer Bäuerin unter der Bettwäsche und alten Kleidern und wurden vorerst nicht entdeckt.

Mit anbrechender Dunkelheit begann eine unbeschreibliche Nacht. ... Eine alte Frau, die sich zu wehren versuchte, wurde blutig geschlagen. ...<<

Flucht im Januar 1945, Überrollung des Trecks durch sowjetische Truppen östlich von Königsberg

Erlebnisbericht der Lehrerin E. M. aus dem Kreis Gumbinnen in Ostpreußen (x010/213-215):

>>Nach Beginn der russischen Offensive im Januar 1945 dauerte es nicht lange, bis auch wir ca. 20 km östlich von Königsberg – erreicht wurden. Im letzten Augenblick, am 21.1., um 15 Uhr, fuhren wir fort. Um 20 Uhr soll der Russe schon dagewesen sein. Mit 4 Wagen verließen wir mit ... insgesamt 28 Personen den Hof meiner Schwester, der auch mein väterlicher Hof war. ... Wir fuhren bei 15-20° Kälte los. ... Nach drei Tagen überholte uns der Russe, und unsere "Befreiung" begann!

Den Gutshof bei Powunden, wo wir Rast gemacht hatten, verließen wir mit dem, was wir auf dem Leibe hatten. Die Wagen waren geplündert, die Pferde wurden zum Fahren der Munition gebraucht. ... In einer kleinen Kate fanden wir Unterschlupf. Dort kamen immer wieder Russen, einzeln oder in Gruppen, und suchten nach brauchbaren Dingen und nebenbei vergewaltigten sie immer wieder die Frauen. Ob sie alt oder jung waren, spielte im allgemeinen keine sehr große Rolle. ... Man schickte uns dann "nach Haus", und wir kamen auch etwa bis 6 km davor. In den Quartieren wurden wir nachts oft furchtbar belästigt; es schüttelt mich jetzt noch, wenn ich daran denke.

In Pogauen wurden wir angehalten und in einen Speicher geschickt. Dort wurden wir zum ersten Mal registriert. ... Am anderen Morgen hieß es dann plötzlich "raus", und bei grauem, nebligem Wetter ging es weiter. Wir waren etwa 80-100 zusammengetriebene Personen. All unser Betteln, uns doch nach Hause gehen zu lassen, wurde mit einem höhnischen "Dawai, dawai, dort nach Haus!", beantwortet. Noch einmal sahen wir unseren Hof im Dunst liegen. Es schien uns, als ob noch alles unversehrt wäre, später erfuhren wir, daß zu dieser Zeit schon die große Scheune abgebrannt war.

Am Abend wies man uns in Tapiau in einen Raum mit Steinfußboden zum Schlafen. Am anderen Morgen ging es weiter und mit kurzen Unterbrechungen sind wir in einer Kolonne von vielleicht 300-500 Menschen den ganzen Februar gewandert. Wir aßen, was wir fanden: Kartoffeln, Erbsen, hier und da auch mal ein Stück vergessenes Rauchfleisch, oder wir schnitten

Stücke aus Tieren, die durch die Kampfhandlungen getötet und durch den Frost noch nicht verderben waren.

Der Weg mag wohl 200-250 km lang gewesen sein. Unser kleiner Werner – der Säugling meiner Schwester – lebte von Quetschkartoffeln, Kartoffelsuppe oder was wir sonst hatten. Tagsüber lag er fest eingepackt in seinem Wagen, abends fütterten wir ihn dann.

Nach einer lange dauernden Registrierung in Gumbinnen, bei der man noch ledige oder "verdächtige" Personen herausholte – ich selbst entging diesem Schicksal dadurch, daß mein Name falsch geschrieben und ausgesprochen wurde und ich mich daraufhin nicht meldete -, landeten wir dann endlich in Niebudschen, einem Dorf zwischen Gumbinnen und Schloßberg. Dort sollten wir bleiben. Mit 13 Personen zogen wir in ein Zimmer ein. Die anderen Räume waren ähnlich belegt. Als "Bett" diente uns der Fußboden, auf dem etwas Stroh lag.

Bald bekamen wir mehr Platz: Zuerst starb der kleine Werner, dann 2 Frauen. Meinen Onkel, der schwer an Durchfall und erfrorenen Füßen litt, hatten wir schon vorher verloren. - Wir alle brachen jetzt mehr oder minder zusammen. ... Wir mahlten Mehl mit einer Kaffeemühle und backten Brot. Es war das erste Brot seit ca. 3 Wochen und schmeckte wie Kuchen. ... Die Kinder schlichen nur umher, und ein Eimer Wasser, den wir 50 m weit tragen mußten, war eine ungeheure Last.

Bald begann die Arbeit, die zunächst darin bestand, daß wir Korn und Kartoffeln aus umliegenden Dörfern zusammentragen mußten. Das war lebenswichtig, denn schließlich wollten 1.000 Menschen, die man zusammengetrieben hatte, leben. Die Rationen waren undenkbar klein und bestanden aus ein paar Kartoffeln und Korn. Jeder versuchte, in den Häusern noch Brauchbares zu finden. Dabei geschah es einigen Frauen, daß sie einen "Schinken" im Rauchfang hängen sahen und beratschlagten, wie sie ihn unbemerkt heimbringen könnten. Als sie ihn nun herunterholen wollten, entdeckten sie dann voller Grauen, daß es der Besitzer war, der dort seinem Leben ein Ende gemacht hatte!

Ein Gutes hatte das Lager. Wir wurden von Russen bewacht und blieben so von Belästigungen des Nachts verschont. ... Im Nachbarkreis Schloßberg waren Vergeltungslager, wo man die Frauen vor den Pflug spannte. ...<<